7/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Exklusiv aus dem Kreml

FW-Gespräch mit Marschall Achromejew

Kümmre dich, Hirte!

Hermsdorfer Wahlbekanntschaften

Was Eva will und kann

Alltag und Wünsche sowjetischer Frauen

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Exklusiv-Interview
Marschall Achromejew über sowjetische Abrüstungspolitik **Seite 4**

Landwirtschaft
Kleingartenfreuden an der Baikal-Amur-Magistrale **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Zwei Weltrekorde: 2,43 m in der Halle und im Freien **Seite 16**

Film
Zum Hundertsten von Charlie Chaplin **Seite 18**

Dokumentation
Zur Geschichte der Sowjetdeutschen **Seite 22**

Touristik
Jahrelang auf Wanderschaft: Die Bassows aus Leningrad **Seite 24**

Memoiren
Erinnerungen von Harry Naujoks, des Lagerältesten von Sachsenhausen **Seite 26**

Geschichte
Die offene Frage **Seite 28**

Literatur
Ein Abend mit Marina Zewetajewa **Seite 30**

Oper
Wagners „Ring des Nibelungen" erstmals in Warschau **Seite 32**

Erzählung
Ruslan Kirejew: „Der Geburtstag" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Chljup und Krapa – eine Ferienabenteuergeschichte **Seite 40**

Expertenauskunft
Sowjetische Forscherinnen zum Problem der Gleichberechtigung **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

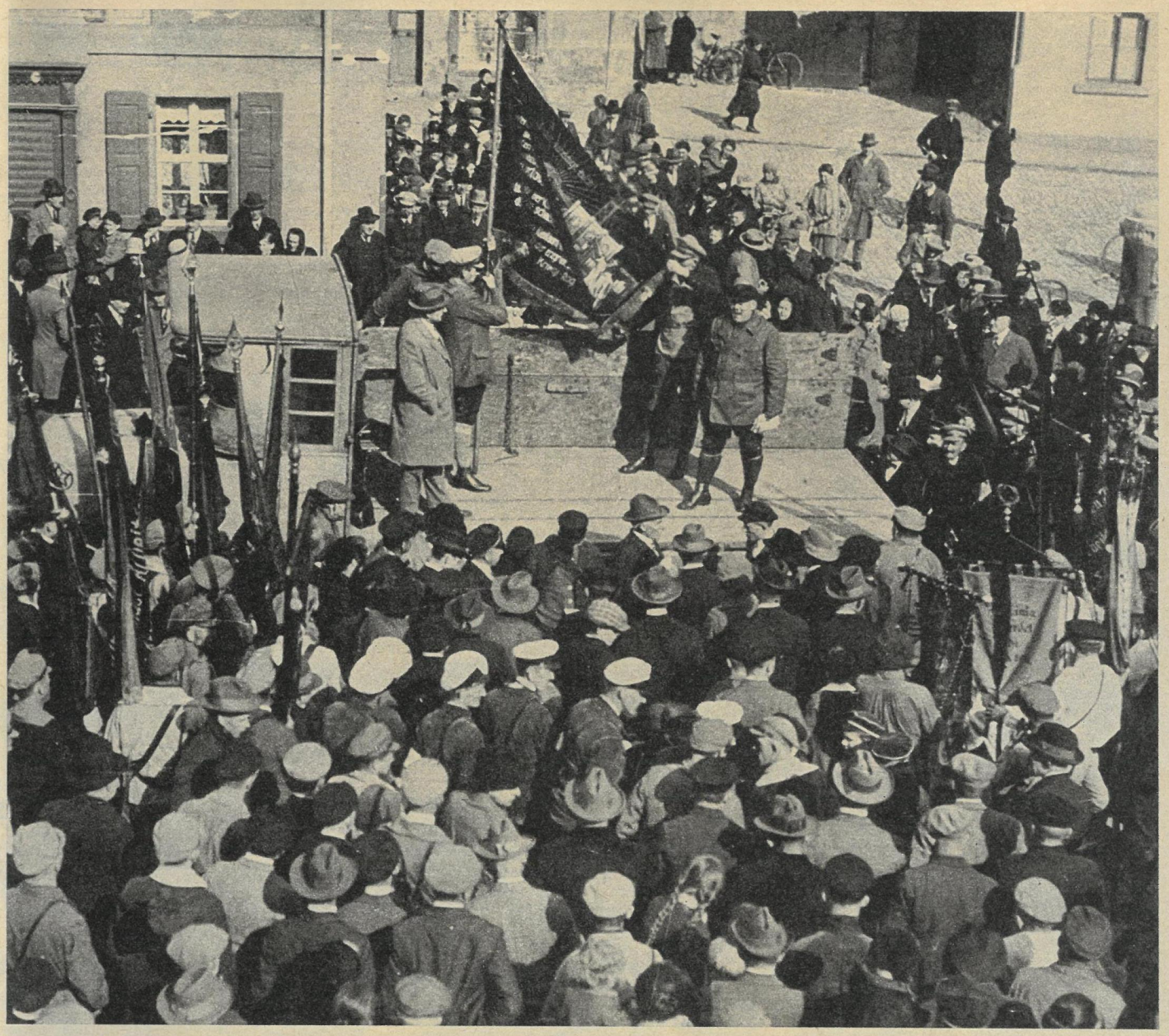
Porträt
Bernd Hirte – Kreistagsabgeordneter aus Hermsdorf **Seite 46**

Natur und Umwelt
„Die auf Zähnen gehen" – Walrosse der Arktis **Seite 52**

Titelfoto:
Volkmar Billeb fotografierte in Riga die selbstbewußte Polina Osernych

Redaktionsschluß für dieses Heft: **3. 4. 1989**

Das überlistete Alter



Die Fahne von Kriwoi Rog ist besonders eng mit den revolutionären Traditionen des Mansfelder Landes verbunden. Am 21. April 1929 wurde sie von den Bergarbeitern der Grube „Feliks Dzierżyński" den deutschen Klassenbrüdern zum Geschenk gemacht (Foto oben). Aus Anlaß des 60. Jahrestages der Übergabe wurden 60 Jugendkollektive aus der ganzen DDR mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft geehrt.

In meinem Notizbuch stehen folgende, ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmte Satzfetzen: Jugendbrigade „Anton Saefkow", Kupfer-Silber-Hütte Hettstedt, Mansfeld-Kombinat. Brigade erhält am 30. März Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold. Anlaß: 60. Jahrestag der Übergabe der Fahne von Kriwoi Rog. Frage klären: Warum gerade sie?

Wie also steht es mit der Jugendbrigade „Anton Saefkow"? Es ist vermutlich einfacher, einen Sack Flöhe zu hüten, als alle „Saefkower" unter den Hut zu bekommen. 25 Mann stark ist die Brigade. 19 Schlosser, sechs Dreher, sie sind verantwortlich für die „rein schlossermäßige" Instandhaltung der Draht-Gieß-Walz-Anlage. Kupferdraht wird hergestellt, 87 000 Tonnen jährlich. 1990 will man die magische Zahl 90 000 erreichen. Die Anlage arbeitet rund um die Uhr. Dreischichtsystem. Um den Eigenbedarf zu decken und den Export. Und also arbeiten auch die „Saefkower" rund um die Uhr. Denn ohne „Maschinendoktor" läuft nichts. Ist die Anlage so störanfällig? „Nein", sagt Brigadier Horst Massopust (Foto unten), „aber die Aggregate sind die ganze Woche über in Betrieb. Viele Teile drehen sich und gleiten. Und das bedeutet Verschleiß. Kleinere Arbeiten sind immer nötig, wir führen sie sofort aus. Durch Verbesserungsvorschläge, durch ständiges Tüfteln ist es uns gelungen, die Anlage zu warten, ohne daß sie abgeschaltet werden muß. Größere Reparaturen bleiben dem Wochenende vorbehalten. Denn da ruht die Anlage. Und wir haben alle Hände voll zu tun."

Vor elf Jahren begann für die „Saefkower" – und nicht nur für sie – eine Partnerschaft mit sowjetischen Metallurgen, die bis heute Früchte trägt. „Sieben Mann waren wir damals", erzählt Horst Massopust, „erfahrene und fachlich hochqualifizierte Kollegen aus den verschiedenen Gewerken der Kupfer-Silber-Hütte. Die Anlage war für uns Neuland. Auf direktem Wege sollte aus flüssigem Kupfer in einem kontinuierlichen Prozeß fester Draht werden. Eine neue Technologie. Von den Walzwerkern im usbekischen Almalyk in einem Pilotprojekt erprobt, bei uns in Hettstedt weiterentwickelt. Wir haben keine Ruhe gegeben. Nicht nur wir. Das gesamte Kollektiv der Anlage. Basierend auf dem Erfahrungsschatz, den wir mit der sowjetischen Anlage gewonnen hatten, wurden Schwachstellen beseitigt, die Fertigungsgenauigkeit erhöht, eine qualitativ neue Anlage ist entstanden... 1978 haben die Almalyker uns geholfen, heute geben wir neu gewonnene Erkenntnisse zurück. Zweimal war ich inzwischen in Almalyk, die Verbindung zu den sowjetischen Kollegen ist nie abgebrochen. Wenn wir also die Goldene Ehrennadel in Empfang nehmen, so eigentlich stellvertretend für alle. Dafür, daß das gesamte Kollektiv der Anlage sich nie zufrieden gegeben hat mit dem Erreichten. Ich glaube, das ist ganz im Sinne der deutsch-sowjetischen Freundschaft."

Jugendbrigade „Anton Saefkow", der Kern der Gruppe ist seit 1978 dabei. Elf Jahre sind ins Land gegangen... Jugendbrigade? Horst Massopust lacht. „Wir haben das Alter überlistet", sagt er, „denn wir sind geistig jung geblieben."

Bernd Siegmund (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

FREIE WELT
EXKLUSIV

Sprengung von Mittelstreckenraketen in Kapustin Jar

Marschall Sergej Fjodorowitsch Achromejew, Berater des Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, empfing unseren Moskauer Korrespondenten Karl-Heinz Eyermann zum Interview.
Während des Gesprächs, das im Kreml, in einem Kabinett des Präsidiums des Obersten Sowjets stattfand, fotografierte unser Moskauer Bildreporter Volkmar Billeb.

Das Credo des Marschalls

Das Credo des Marschalls

Unser Autor im Gespräch mit Marschall Achromejew

Biographisches

Achromejew, Sergej Fjodorowitsch, geboren am 5. Mai 1923 in einer Bauernfamilie. Mitglied der KPdSU seit 1943. Kandidat des ZK der KPdSU 1981–1983. Ab 1983 Mitglied des ZK der KPdSU. Deputierter des Obersten Sowjets. Held der Sowjetunion. Leninpreis-Träger.
Seit 1940 in der Sowjetarmee. Teilnehmer des Großen Vaterländischen Krieges vom ersten Tage an. Kämpfte an der Leningrader, Stalingrader, Süd- und 4. Ukrainischen Front – Zugführer, Adjutant und Kommandeur eines Schützenbataillons.
1945 Hauptmann, Abschluß der Höheren Offiziersschule für Selbstfahr-Artillerie.
Nach dem Kriege Bataillonskommandeur, Regiments-Stabschef. 1952 Absolvent der Militärakademie der Panzertruppen. Danach stellvertretender Kommandeur und Stabschef einer Division. Ab 1960 Divisionskommandeur. 1967 Abschluß der Generalstabsakademie. 1972 Stabschef und 1. Stellvertreter des Befehlshabers der Truppen im Fernost-Militärbezirk. Ab 1974 Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, ab 1979 Erster Stellvertreter des Chefs des Generalstabes. 1983 Marschall der Sowjetunion. 1984–1988 Chef des Generalstabes der Streitkräfte der UdSSR und Erster Stellvertreter des Ministers für Verteidigung der UdSSR. Ab Ende 1988 Generalinspekteur im Verteidigungsministerium der UdSSR und Berater des Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR.
Marschall der Sowjetunion Sergej Fjodorowitsch Achromejew war maßgeblich an den in den 80er Jahren von der UdSSR und dem Warschauer Vertrag ausgehenden Abrüstungs- und Entspannungsinitiativen und am Entwurf der neuen Militärdoktrin der UdSSR und der sozialistischen Verteidigungskoalition beteiligt.

Die Vorschläge des Generalsekretärs des ZK der KPdSU, Michail Gorbatschow, auf der 43. UNO-Vollversammlung am 7. Dezember 1988 haben den Abrüstungsverhandlungen einen neuen Impuls verliehen. Welche Hoffnungen verbinden Sie mit den einseitigen Schritten der Sowjetunion zur Reduzierung der konventionellen Streitkräfte?

Ich möchte sagen, daß einseitige Schritte jetzt nicht nur von der Sowjetunion kommen. Es gibt gemeinsame Maßnahmen zur Reduzierung der Streitkräfte und Rüstungen unseres Verteidigungsbündnisses, des Warschauer Vertrages. An diesem gemeinsamen Beschluß und seiner Umsetzung sind alle verbündeten Länder beteiligt, darunter auch die Deutsche Demokratische Republik. Wie ist eine so bedeutende Maßnahme wie die einseitige Reduzierung der Streitkräfte der Sowjetunion um 500 000 Mann und aller Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages um fast 560 000 Mann möglich geworden? Vor allem dadurch, daß sich die militärischen Spannungen in der Welt im Zusammenhang mit den außenpolitischen Initiativen der sozialistischen Länder, den Vereinbarungen über die Rüstungsreduzierung und der Festlegung von vertrauensbildenden Maßnahmen mit den USA und den anderen NATO-Staaten vermindert haben. 1985 und 1986 haben zwischen dem sowjetischen und dem amerikanischen führenden Repräsentanten vier Treffen stattgefunden, die zu mehreren Vereinbarungen geführt haben. Erfolgreich wird der Vertrag über die Liquidierung der amerikanischen und sowjetischen Raketen mittlerer und kürzerer Reichweite realisiert. Ein bedeutender Weg zur Vorbereitung des Vertrages über die Reduzierung der strategischen Offensivwaffen ist zurückgelegt. Im Ergebnis der beharrlichen Arbeit aller unserer verbündeten Länder ist in Wien innerhalb von zweieinhalb Jahren ein Mandat für die Verhandlungen über die Reduzierung der Streitkräfte in Europa vorbereitet und von allen Ländern gebilligt worden. Am 6. März begannen die Verhandlungen zu dieser Frage. Der Objektivität halber dürfen die positiven Schritte auch der westlichen Länder nicht verschwiegen werden. Hätten sie sich den Vereinbarungen, den verantwortungsvollen Schritten verschlossen, so wären die Abkommen nicht möglich geworden. Verhandlungen sind ein zweiseitiger Prozeß. Doch einseitige Reduzierungen der Streitkräfte gibt es bisher nur bei den Staaten des Warschauer Vertrages. Ich wiederhole: Sie wurden möglich, weil sich die militärische Gefahr für uns verringert hat. Nicht unwichtig ist auch, daß einer ein Beispiel geben mußte. Es sind nun schon bald 40 Jahre, daß der Warschauer Vertrag und die NATO einander gegenüberstehen. Diese Konfrontation mündete im Wettrüsten, im Anhäufen einer riesigen Zahl teurer, moderner Waffen.
Die Sowjetunion und die Mitgliederstaaten des Warschauer Vertrages haben ein Beispiel gegeben. Wir hoffen, daß die NATO-Staaten unserem Beispiel folgen. So würde ich Ihre erste Frage beantworten.

Der Westen hat immer darauf bestanden, die Sowjetunion solle ihre konventionellen Rüstungen abbauen, um das Gleichgewicht herzustellen. In der Broschüre „Militärische Stärke der Sowjetunion", die im Pentagon jährlich herausgegeben wird, werden Zahlen angeführt, bei denen der Eindruck entsteht, daß die Sowjetunion eine überlegene Rüstung hat und nur darum einseitig reduziert.

Ich würde die Politik und die Haltung der Sowjetunion anders einschätzen. Erstens gibt es keine militärische Überlegenheit der Sowjetunion und der Warschauer Vertragsstaaten über die Staaten der NATO. Das ist ein Mythos der westlichen Propaganda, der seit Jahrzehnten auf das Bewußtsein der Menschen in den Vereinigten Staaten und in Westeuropa einwirkt. Was die Streitkräfte der Seiten in Europa in Wirklichkeit darstellen, beweist die am 30. Januar dieses Jahres veröffentlichte Erklärung der Verteidigungsminister der Staaten des Warschauer Vertrages. Ihr Studium macht deutlich, daß in Europa eine annähernde militärische Parität vorhanden ist. Eine andere Sache ist, daß es sich historisch so gefügt hat, daß die Staaten des Warschauer Vertrages in einigen Komponenten (wenn wir die Kernwaffen nicht berücksichtigen, so betrifft das die Landstreitkräfte) stark sind, während die NATO-Staaten bei anderen Komponenten – in erster Linie bei den See- und zum Teil bei den Luftstreitkräften – stärker sind. Wenn wir aber die gesamte Kampfkraft vergleichen und sie komplex sehen, so stellen wir eine annähernde militärische Parität fest. Doch hier entsteht schon wieder dieselbe Frage: „Warum rüsten wir dann einseitig ab?" Durchaus nicht deshalb, weil wir in einigen Bereichen überlegen sind. Möglich wurde es durch eine günstigere internationale Lage, und darüber hinaus möchte ich nochmal wiederholen, daß jemand ein gutes Beispiel geben muß. Dies mußte aber so geschehen, daß dabei die Verteidigungskraft und die Fähigkeit, eine Aggression abzuwehren, nicht beeinträchtigt werden. Dieser Schritt wurde von der politischen und militärischen Führung des Warschauer Vertrages sorgfältig abgewogen. Ich weiß, daß sich unsere Führung vor der Bekanntmachung des Reduzierungsbeschlusses mit den führenden Vertretern der verbündeten Länder konsultiert hat. Soviel mir bekannt ist, haben alle Verbündeten diesen Beschluß der Sowjetunion gebilligt.

Wie werten Sie in diesem Zusammenhang die Maßnahmen, die der Generalsekretär des ZK der SED, Genosse Erich Honecker, zur Reduzierung der Stärke der Nationalen Volksarmee um 10 000 Mann und Verringerung der Verteidigungsausgaben um zehn Prozent bis zum Jahre 1990 angekündigt hat?

Ich habe bereits gesagt, daß sich unsere Führung mit der brüderlich verbundenen Deutschen Demokratischen Republik beraten hat, als unsere Entscheidung zur Streitkräftereduzierung vorbereitet wurde. Ich glaube, daß auch die Entscheidung, die die Führung der Deutschen Demokratischen Republik getroffen hat und die vom Genossen Erich Honecker bekanntgegeben wurde, einen abgestimmten Schritt darstellt, um die militärische Spannung zu vermindern und die Wege zu erfolgreichen Verhandlungen in Wien zu bahnen. Wir in der Sowjetunion begrüßten diese Entscheidung unserer deutschen Genossen.

Obwohl diese Entscheidung in einer Zeit getroffen wurde, da der Westen erneut über Modernisierung der Rüstung spricht.

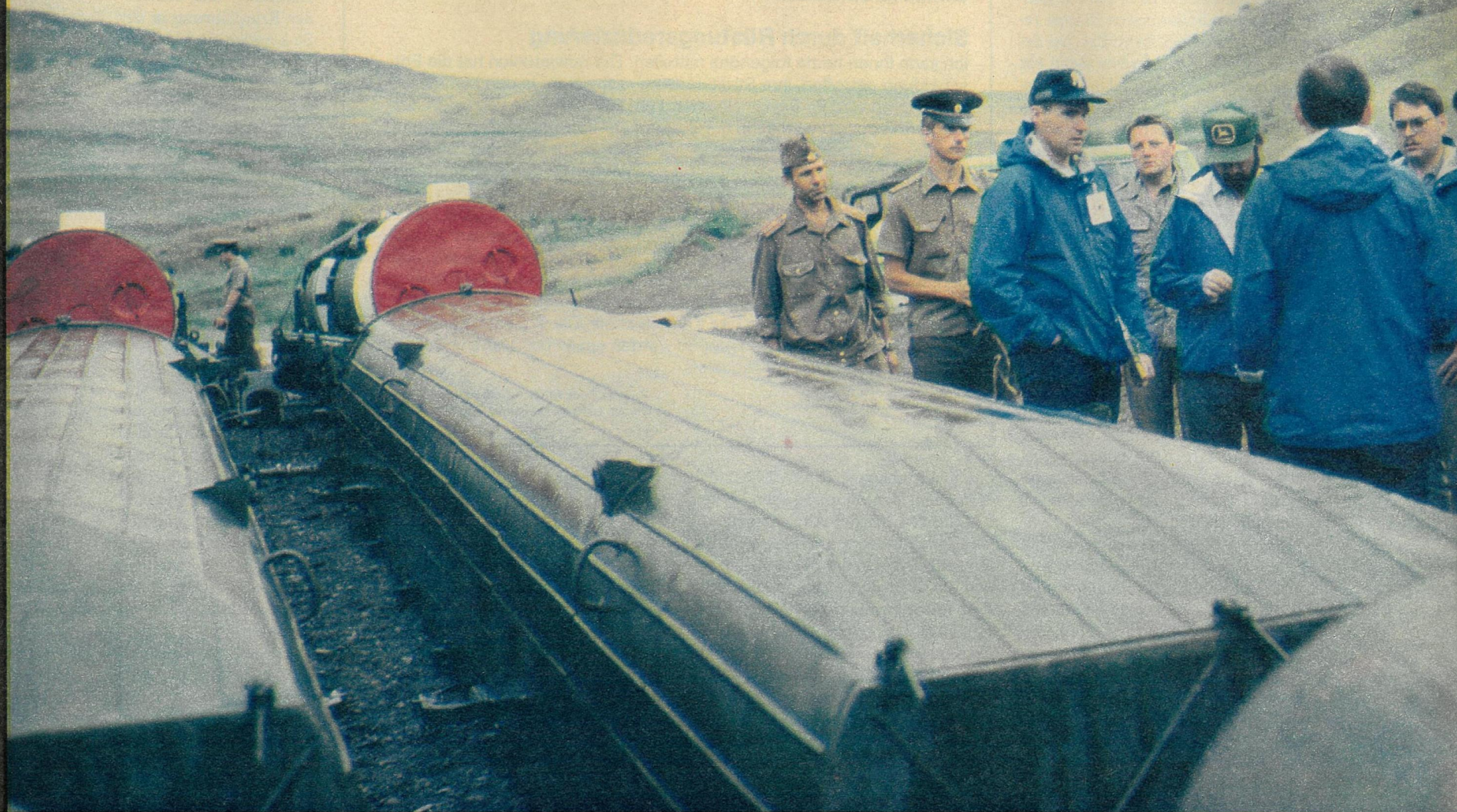
Sie berühren eine sehr bedeutende und wichtige Frage. Die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich äußerten ihre Absicht, ihre Kernwaffen zu modernisieren (unter Modernisierung ist faktisch eine Erneuerung der taktischen Nuklearwaffen in Europa zu verstehen). Wir erachten das als völlig unzulässig.

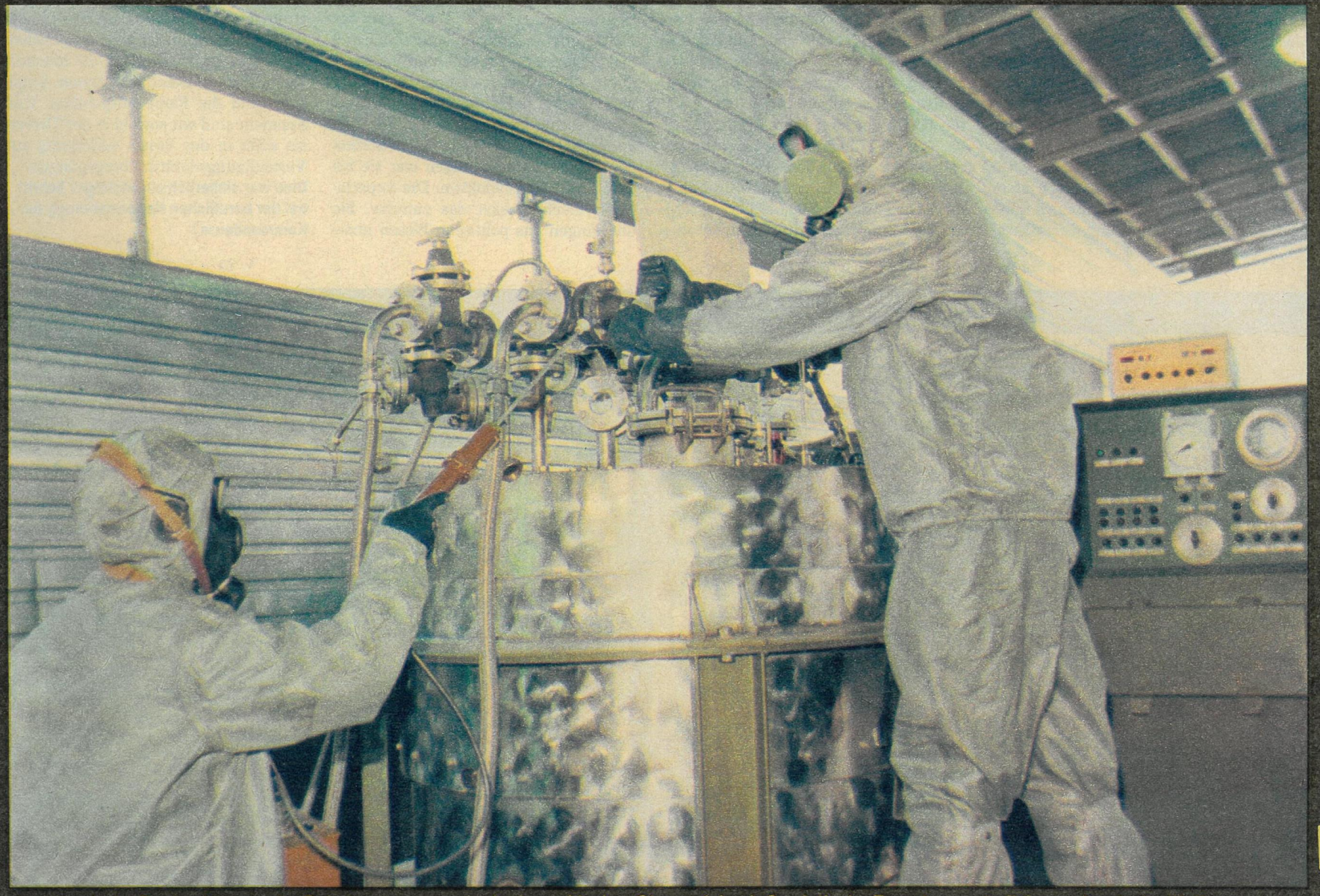
Warum?

Erstens existiert in Europa eine gewaltige Menge von taktischen Kernwaffen. Nimmt man alle taktischen Kernwaffen, und zwar die Kernwaffenträgerflugzeuge, landgestützte Raketen und Kernwaffenartillerie zusammen, so besitzt jedes der beiden Militärbündnisse in Europa mehr als 10 000 dieser Trägermittel. Welche Ausmaße soll das noch annehmen? Mit dieser Menge kann alles in Schutt und Asche gelegt werden. Jetzt geht es nicht um die Vergrößerung dieser Waffenarsenale, sondern um ihre Reduzierung. Wir, die Länder des Warschauer Vertrages, sind für die völlige Liquidierung dieser Waffen. Wenn aber die Staaten des NATO-Paktes mit der völligen Liquidierung nicht einverstanden sind, so müssen Verhandlungen über die Reduzierung dieser Waffen geführt werden, aber nicht über ihre Modernisierung.
Zweitens. Was zeigt sich nun? Die Sowjetunion liquidiert entsprechend den Vertrag über Raketen mittlerer und kürzerer Reichweite ihre Raketen mit einer Reichweite von 500 Kilometern doch die Vereinigten Staaten beabsichtigen, in Europa Raketen mit einer Reichweite unter 500 Kilometern zu stationieren. Das widerspricht, wenn auch nicht dem Buchstaben, so doch gewiß dem Geist des Vertrages über die Liquidierung der Raketen mittlerer und kürzerer Reichweite! Und deshalb sind wir entschieden gegen diese Modernisierung.

Glauben Sie, daß die einseitigen Maßnahmen der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages richtungweisend für den Abschluß der in eine Sackgasse geratenen und sich über viele Jahre hinziehenden Verhandlungen über die Reduzierung der konventionellen Streitkräfte und Rüstungen werden?

Wir glauben, daß die Verhandlungen über eine Reduzierung der Streitkräfte in Europa, die im März dieses Jahres begonnen haben, zum Erfolg, zu einer Übereinkunft führen können. Wenn wir daran nicht glauben würden, hätten wir nicht so hartnäckig darum gerungen, daß diese Verhandlungen zustande kommen. Die Staaten unseres Bündnisses haben bereits 1986 in Budapest ein Programm zur Reduzierung der Streitkräfte in Europa vorgeschlagen. Dieses Programm wurde im Anschluß daran von unseren führenden Repräsentanten unter Berücksichtigung der





Amerikanische Beobachter vor der Raketensprengung in der kasachischen Steppe (oben). Sowjetische Experten neutralisieren chemische Waffen.

Das Credo des Marschalls

Meinung westlicher Länder mehrmals konkretisiert. Jetzt sieht es etwa folgendermaßen aus: In der ersten Etappe reduzieren beide Seiten die Kräfte, bei denen die eine oder die andere Seite ein Übergewicht hat, das heißt, Ungleichgewichte werden beseitigt. Diese Übereinkunft ist im Prinzip bereits im Mandat enthalten. Nach unserer Ansicht müssen wir eine bestimmte Zahl von Panzern, Artilleriegeschützen und Schützenpanzerwagen, von denen der Warschauer Vertrag mehr hat, außer Dienst stellen. Bei den Streitkräften des NATO-Paktes muß die Anzahl der Angriffsflugzeuge vermindert werden, denn sie verfügen über 1300 Kampfflugzeuge mehr als die Streitkräfte des Warschauer Vertrages.

In der zweiten Etappe kann man die dann erreichte gleiche Stärke der Streitkräfte und Rüstungen beidseitig weiter vermindern. Wir haben vorgeschlagen, die Streitkräfte mit der dazugehörigen Bewaffnung um jeweils 500 000 Mann zu reduzieren.

In der dritten Etappe schließlich könnte man den Streitkräften der einen und der anderen Seite Verteidigungscharakter verleihen. Es kann eine Reihe von Maßnahmen verwirklicht werden, die sowohl von der Sowjetunion als auch von der Deutschen Demokratischen Republik vorgeschlagen wurden. Genosse Erich Honecker hat insbesondere vorgeschlagen, kernwaffenfreie Zonen oder Zonen, aus denen die Waffensysteme mit Angriffscharakter abgezogen werden, zu schaffen. Diese und viele andere Vorschläge können im Laufe der Verhandlungen erörtert werden.

Wie beeinflussen einander Außenpolitik und Militärdoktrin? Welchen Veränderungen unterliegt die sozialistische Militärdoktrin seit Beginn der 80er Jahre?

Außenpolitik und Militärdoktrin der Staaten stehen in wechselseitigem, ganz engem Zusammenhang.

Die Militärdoktrin kann man als System der offiziellen Auffassungen eines Staates über die Verhinderung eines Krieges, den Aufbau der Streitkräfte und die Methoden der Führung von Kampfhandlungen bei der Abwehr einer Aggression definieren. Da dies die offiziellen Auffassungen der Staaten sind, werden sie auch der Außenpolitik, zumindest in ihren militärpolitischen Aspekten, zugrunde gelegt. Die Außenpolitik als solche ist umfassender, aber in militärpolitischer Hinsicht basiert sie, ich wiederhole, auf der Doktrin. Jeder Staat des Warschauer Vertrages besitzt nicht nur seine eigene Doktrin, sondern auch – da wir verbündete sozialistische Länder sind – die Militärdoktrin der Warschauer Vertragsstaaten, die wir im Mai 1987 in Berlin angenommen haben. Deshalb ist der Zusammenhang zwischen Militärdoktrin und Außenpolitik elementar.

Nun zu den Veränderungen, die die sozialistische Militärdoktrin in der zweiten Hälfte der 80er Jahre erfahren hat: Ja, es gab Veränderungen, und zwar beträchtliche. Nach dem zweiten Weltkrieg hat sich schrittweise das Bündnis der sozialistischen Staaten herausgebildet. Den offiziellen Status als politisches Bündnis und militärisches Verteidigungsbündnis der Staaten erhielt es mit der Unterzeichnung des Warschauer Vertrages 1955. Erst danach entstand auch allmählich die sozialistische Militärdoktrin. Sie wurde unter Berücksichtigung der Erfahrungen des zweiten Weltkrieges entwickelt. Die faschistische Wehrmacht wurde im Laufe von Offensivoperationen hauptsächlich an der sowjetisch-deutschen Front zerschlagen. Bei Kriegsende besaßen wir Erfahrungen mit Offensivoperationen. Die sozialistischen Länder hatten nie die Absicht, einen Krieg zu beginnen. Niemals. Doch vor 1985 waren unsere Methoden, eine Aggression abzuwehren, anders als heute. Wir waren der Auffassung, daß wir im Aggressionsfall den Aggressor abwehren und ihn dann durch Offensivoperationen vernichten würden. Das heißt, daß unsere Doktrin in politischer Hinsicht immer Verteidigungscharakter hatte. Nach den Methoden der Kampfhandlungen war sie bis 1985 eine Offensivdoktrin. Die Imperialisten machten sich das zunutze. Sie übergingen das politische Wesen unserer Militärdoktrin (ihren Verteidigungscharakter) und stellten die Methoden der Kriegführung in den Vordergrund. So konnten sie leider ihre Völker davon überzeugen, daß unsere Doktrin aggressiv sei.

In diesem Zusammenhang wurden doch immer wieder Sokolowskis „Militärstrategie" und Gorschkows „Die Seemacht" zitiert?

Sie haben recht. Unsere Auffassung von den Methoden der Kampfhandlungen bei der Abwehr von Aggressionen wurde unter anderem in den Werken von Marschall Sokolowski „Die Strategie" und von Flottenadmiral der Sowjetunion Gorschkow „Die Seemacht" dargelegt.

Im Zusammenhang mit den politischen Initiativen, die wir ausgearbeitet und verwirklicht haben, mußten wir ab 1985 auch unsere Militärdoktrin verändern und ihr nicht nur in politischer, sondern auch in militärischer Hinsicht Verteidigungscharakter verleihen. Wir begannen diese Arbeit mit allen unseren verbündeten Staaten Anfang 1986. Und, wie Ihnen bekannt ist, wurde sie im Mai 1987 mit der Annahme der sozialistischen Militärdoktrin in Berlin abgeschlossen. Heute sagen wir, daß wir unter keinen Umständen als erster Kriege entfesseln und daß wir eine Aggression eines wahrscheinlichen Gegners mit den Methoden der Verteidigung, mit der Durchführung von Verteidigungsoperationen abwehren werden. Wir haben dies nicht nur verkündet. Wir erarbeiteten auf der Grundlage dieser Militärdoktrin die Verteidigungsstrategie und Taktik unserer verbündeten Armeen. Auf ihrer Grundlage haben wir selbst gelernt, danach die obersten Kommandeurskader, die Armee insgesamt und die Flotte ausgebildet. Und nunmehr sind wir sowohl in der Theorie als auch in der Praxis vollständig zur Verteidigungsdoktrin übergegangen.

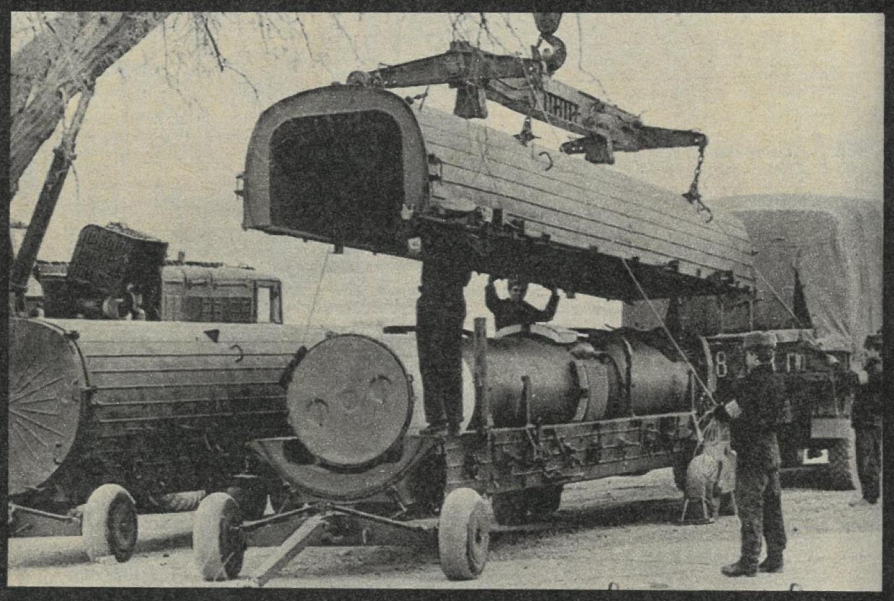
Dies war sicherlich ein wichtiger Schritt bei der beruflichen Neuorientierung der Kommandeure?

Entwurf für die Zukunft:

Sicherheit durch Rüstungsreduzierung

Ich kann Ihnen heute folgendes mitteilen: Die Sowjetunion hat die Entscheidung getroffen, ihre Streitkräfte zu reduzieren. In den kommenden zwei Jahren wird ihr Personalbestand um 500 000 Mann verringert. Bedeutend reduziert wird auch der Umfang der konventionellen Rüstungen. Diese Reduzierungen werden einseitig und unabhängig von den Verhandlungen über das Mandat für das Wiener Treffen vorgenommen. In Abstimmung mit unseren Verbündeten im Warschauer Vertrag haben wir beschlossen, bis 1991 sechs Panzerdivisionen aus der DDR, der Tschechoslowakei und Ungarn abzuziehen und sie aufzulösen. Aus den Gruppen der sowjetischen Streitkräfte, die sich in diesen Ländern befinden, werden auch Luftlande-Sturmeinheiten sowie andere Einheiten und Truppenteile abgezogen, einschließlich der Luftlandeeinheiten für Pionieroperationen mit Waffen und Kampftechnik. Die in diesen Ländern stationierten sowjetischen Truppen werden um 50 000 Mann und die Rüstungen um 5000 Panzer reduziert.

Aus der Rede Michail Gorbatschows vor der 43. UNO-Vollversammlung in New York



In Waren schließt sich das Tor (links), die letzte Rakete hat das Gebiet der DDR verlassen. Die aus der DDR und ČSSR abgezogenen Raketen mittlerer und kürzerer Reichweite werden in der kasachischen Ortschaft Saryosek entladen und für die Sprengung vorbereitet (oben).

Ich muß sagen, dieser Schritt war ganz und gar nicht leicht. Die Kommandeure sind jahrzehntelang in den Methoden der Kriegführung unterwiesen worden, die von unserer Militärwissenschaft ausgearbeitet wurden. In den Jahren 1986/1987 mußten wir alle, unter anderem auch meine Genossen aus der militärischen Führung der DDR – der Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Genosse Heinz Kessler, der Chef des Hauptstabes, Genosse Generaloberst Fritz Streletz, und andere – gemeinsam die Theorie und Praxis der Ausbildung der Kommandeure von Armee und Flotte ausarbeiten.

Das läßt sich mit der Relativitätstheorie Einsteins vergleichen. Alle einflußreichen Klassiker der Physik verstanden sie nicht. Von der klassischen Physik war in dieser Theorie nichts übriggeblieben.

Ja, so ist es.

Als ehemaliger Chef des Generalstabs der sowjetischen Streitkräfte – eine Funktion, die Sie lange Zeit ausübten – sahen Sie die Welt und insbesondere Europa hauptsächlich aus der Sicht der Militärgeographie. Meinen Sie nicht, daß man durch Abrüstungsmaßnahmen die politische Geographie verändern kann?

Ich kann Ihnen nicht zustimmen, daß ich als Chef des Generalstabs der Streitkräfte der UdSSR Europa „vorrangig" aus dem Blickwinkel der Militärgeographie gesehen habe. Das ist ein Irrtum. Der Chef des Generalstabs sollte nicht die militärische Karte „vorrangig" im Blickfeld haben. Er muß hauptsächlich jene militärpolitischen Probleme sehen, die sich der Sowjetunion und unserem Verteidigungsbündnis insgesamt, dem Warschauer Vertrag, stellen. Jedes militärpolitische Problem, das entsteht, wird von der politischen Führung sorgfältig analysiert, und dabei hilft ihr die Militärführung. Im Ergebnis der Analyse werden die konkreten Maßnahmen ausgearbeitet, die eingeleitet werden müssen.

Verhandlungsinitiativen werden genauso vorbereitet. Natürlich müssen wir auch auf Karten schauen, wenn wir Übungen für die Stäbe, die Truppen und die Flotte vorbereiten. Aber nicht weniger, sondern wohl eher mehr muß man sich mit Fragen befassen, für die man nicht unbedingt militärische Karten braucht.

Die sozialistische Militärdoktrin trägt reinen Verteidigungscharakter, die Rüstungen aber, die entwickelt werden, die ingenieurtechnischen Forcierungsmittel beispielsweise, haben offensiven Charakter. Bei richtiger Einschätzung aber stellt man fest, daß die Armeen des NATO-Blocks zum Beispiel einen sehr starken Park von Kampfhubschraubern haben. Sie haben schließlich ebenfalls Offensivcharakter.

Die Einteilung der Waffen in Verteidigungs- und Angriffswaffen ist in gewissem Maße relativ. Jede Waffenart kann sowohl beim Angriff als auch bei der Verteidigung Aufgaben erfüllen. Nichtsdestoweniger gibt es Systeme, deren offensiver Charakter deutlicher und andere, deren offensiver Charakter weniger deutlich ausgeprägt ist. Geleitet von einer defensiven Militärdoktrin, vervollkommnen wir die Organisation unserer Streitkräfte natürlich in diesem Sinne und verändern wir den Aufbau der Streitkräfte in erster Linie unter dem Aspekt der Lösung von Verteidigungsaufgaben. So soll bei der Gruppe der Streitkräfte in Deutschland (und soweit mir bekannt, auch bei der Nationalen Volksarmee der DDR) in den nächsten Jahren die Struktur der allgemeinen Divisionen verändert werden. Die Zahl ihrer Panzer als Angriffsmittel wird reduziert, während die Zahl ihrer Panzerabwehrmittel erhöht wird. Wir reduzieren den Umfang der Pontonbrückenmittel, obwohl wir diese auch bei Verteidigungsoperationen benötigen, aber wahrscheinlich nicht in dem Umfang. Es sei jedoch gesagt, daß sich damit auch der Westen befassen muß, da die Struktur der Divisionen in den in der BRD stationierten US-Truppen, in der Bundeswehr und in den Streitkräften Großbritanniens bislang Angriffscharakter hat. Sie verfügen ferner über eine sehr große Zahl von Panzern und Pontonbrückenmitteln. Die Seestreitkräfte der USA und des NATO-Blocks haben Angriffscharakter. Deshalb erwarten wir, daß deren Struktur in dieser oder jener Weise ebenfalls verändert und auf die Wahrnehmung von Verteidigungsaufgaben ausgerichtet werden wird.

Bis zu welchem Grad wird die Truppenreduzierung fortgesetzt? Die Streitkräfte müssen doch ein hinlängliches Niveau haben, um die Verteidigungsfähigkeit des Landes zu sichern. Würden Sie es nicht für richtig halten, eine Berufsarmee einzuführen, da die moderne Militärtechnik nur von Berufssoldaten richtig bedient werden kann?

Da bin ich anderer Meinung. In den westlichen Ländern gibt es nur in den Vereinigten Staaten eine echte Söldnerarmee, die nach dem Prinzip der Freiwilligkeit komplettiert wird. Die Bundeswehr hat Wehrpflicht. Faktisch haben nur die Vereinigten Staaten und Kanada eine Söldnerarmee. Und das ist kein Zufall. Da die Vereinigten Staaten in Übersee liegen, brauchen sie keine Armee, die sich in einer solchen Gefechtsbereitschaft befindet wie die Länder Europas, wo sich die Streitkräfte der Militärbündnisse gegenüberstehen. Sie könnten einwenden, daß eine Söldnerarmee militärisch besser ausgebildet ist. Das stimmt, aber sie hat nicht solche Reserven wie eine Kaderarmee, die auf der Wehrpflicht basiert.

Wir danken Ihnen für das Interview.

Zusatzfotos: Sigrid Klimmer, TASS

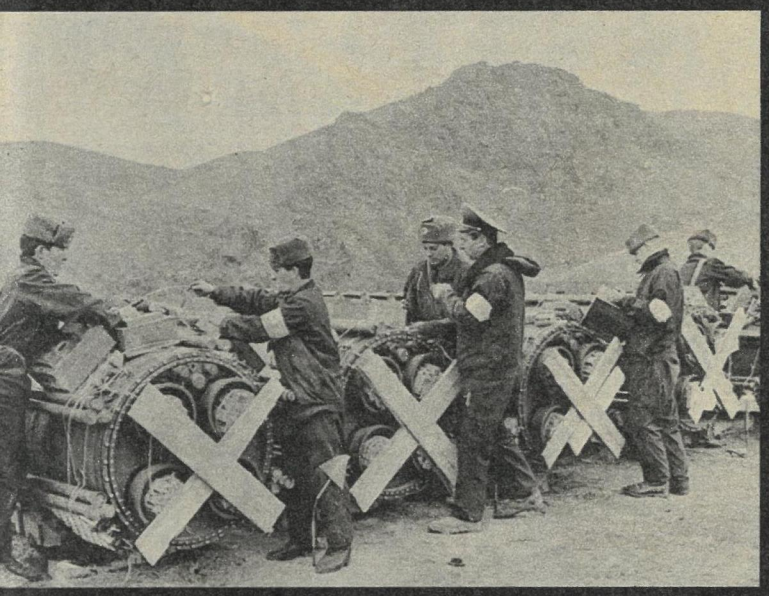
Beitrag zur gemeinsamen Friedensstrategie des Warschauer Vertrages:

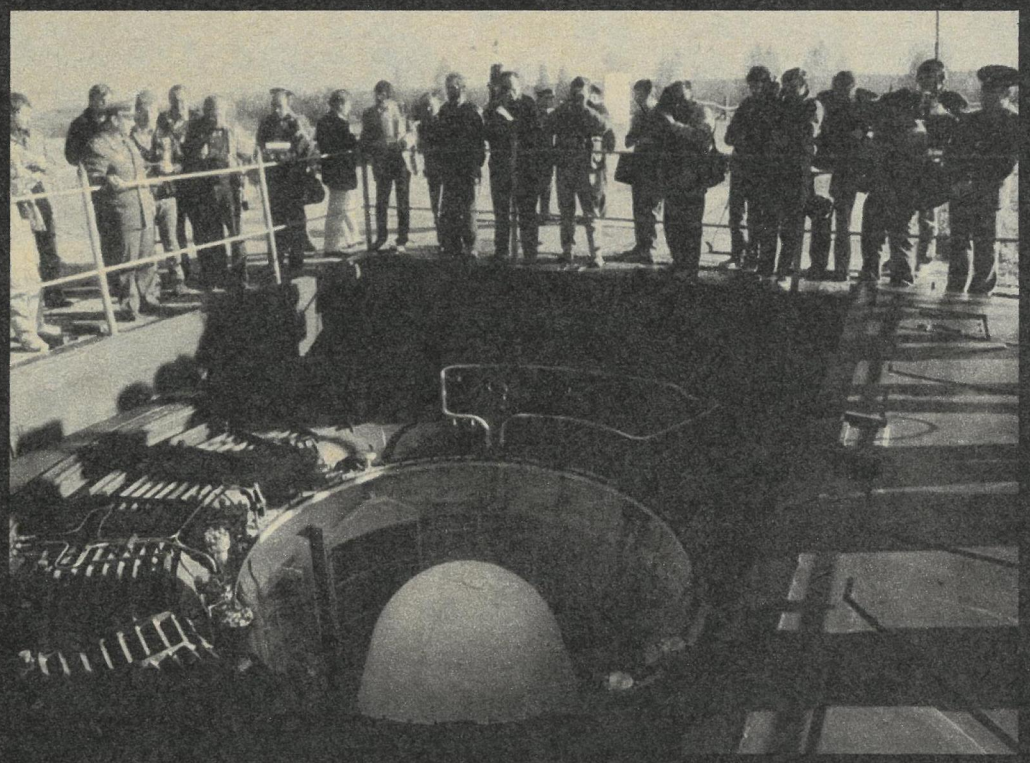
Noch strikterer Verteidigungscharakter

Geleitet von dem Bestreben, einen weiteren konstruktiven Beitrag zum Abrüstungsprozeß zu leisten, der ohne Pause fortgesetzt werden sollte, sowie den guten Willen und die Bereitschaft zur Verminderung der Streitkräfte und konventionellen Rüstungen durch Taten zu zeigen, in der Hoffnung, für weitere europäische Staaten eine nachdenkenswerte Anregung zu geben, hat der Nationale Verteidigungsrat der DDR beschlossen:

1. Die Nationale Volksarmee der DDR wird einseitig und unabhängig von Verhandlungen um 10 000 Mann reduziert.
2. Mit dieser wesentlichen Verminderung der Personalstärke der Nationalen Volksarmee sind
   - die Auflösung von 6 Panzerregimentern,
   - die Reduzierung von 600 Panzern, die für volkswirtschaftliche Zwecke umgerüstet oder verschrottet werden,
   - die Auflösung eines Fliegergeschwaders und
   - die Außerdienststellung von 50 Kampfflugzeugen verbunden.
3. Gleichzeitig wird eine Reduzierung der Ausgaben für die nationale Verteidigung um 10 Prozent vorgenommen.
4. Diese Reduzierungsmaßnahmen sind bis Ende 1990 abzuschließen, und die Struktur der Nationalen Volksarmee der DDR ist so umzugestalten, daß sie einen noch strikteren Verteidigungscharakter erhält.

Erich Honecker am 23. Januar 1989 in einem Toast anläßlich des Staatsbesuchs des schwedischen Ministerpräsidenten Ingvar Carlsson





In Saryosek bringen Pionierabteilungen Sprengladungen an den Raketen an. Im Rahmen vertrauensbildender Maßnahmen wird Journalisten aus dreizehn Ländern, darunter aus den USA, das Startsilo einer SS 11 bei Iwanowo, unweit von Moskau, vorgeführt (rechts).

Sibirische Laubenpieper

Sibirien im Frühling: Noch ist der Baikalsee zugefroren, noch hängt ein Rest Winter in der Luft. An den Ufern des Sees allerdings hat die Sonne den Schnee mit ihrer wärmenden Kraft schon weggetaut. In der Kleingartensiedlung bei Sewerobaikalsk, die erstaunlicherweise keinen Namen trägt, nicht „Roter Oktober" heißt und nicht „Feierabendfreude", in dieser echt sibirischen Laubenpieper-Kolonie nutzen viele Familien das schöne Wochenende zum Frühjahrsputz. Der Boden wird bearbeitet, die Häuschen repariert, Gestrüpp verbrannt... Die Erde ist noch hart, vom Frost nicht ganz verlassen. Wladimir Andrejewitsch Osipshuk, 44, hat sich vom nahen Kolchos ein Pferd geborgt, um seine 500 Quadratmeter Land zu beackern. Er wird Kartoffeln anbauen und Zwiebeln. Und er will sich ein kleines Treibhaus bauen. Für Tomaten, Gurken und Blumen. 1987 wurde die Kleingarten-Anlage vor den Toren Sewerobaikalsks gegründet. Man hatte den Wald gerodet, die großen Stämme und Dickicht abgeholzt, so war ein Freigelände entstanden. Vielleicht fünf Kilometer im Quadrat. Sonderlich fruchtbar ist die Erde nicht. Aber man hat Torf anfahren lassen, ihn untergemischt. In den Aktenordnern des Stadtparteikomitees von Sewerobaikalsk ist die Kleingarten-Anlage gleich unter zwei Buchstaben

registriert. Unter „S“ wie „seßhaft werden durch Garten“ und unter „M“ wie „Maßnahmen zur Sicherung der Lebensmittelbasis“.
Bei der Entwicklung der Infrastruktur entlang der Baikal-Amur-Magistrale spielt die Landwirtschaft eine große Rolle. Nur 130 000 bis 150 000 Hektar eignen sich für die landwirtschaftliche Erschließung. In drei strategische Richtungen soll in Zukunft die Entwicklung gehen:
Erstens werden in allen größeren Städten links und rechts der BAM spezialisierte Landwirtschaftsbetriebe entstehen. Industrieanlagen für das liebe Federvieh, Schweine- und Rindermastfabriken, Treibhauskombinate, auch für das sibirische Luxusgut Blume. Zweitens sollen in Gebieten mit relativ günstigen klimatischen Bedingungen bestimmte Freilandkulturen wie Kartoffeln, Getreide und Gemüse angebaut werden. Drittens werden auch in ferner Zukunft keine Südfrüchte im natürlichen Kühlschrank Sibirien erblühen. Leider bleibt für alles Südliche nur der Import. Und es gibt eine vierte Richtung. Manche winken ab und sagen: Nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Und sie meinen damit die in vielen Orten entstehenden Kleingartenanlagen, den sibirischen VKSK… Doch aus vielen Tropfen kann ein volkswirtschaftliches Mehr entstehen.
„Noch habe ich keine Erfahrung“, sagt der Pflüger Wladimir Osipshuk. „Mal sehen, wie der Boden trägt. Wieviel Kartoffeln die Erde hergibt, wieviel Zwiebellauch… Auf alle Fälle macht es mir und meiner Familie Spaß. Und vielleicht werden wir im Winter selbstgeerntete Kartoffeln essen.“

Foto: Volkmar Billeb
Text: Bernd Siegmund

● Wörtlich

Ich glaube nicht, daß irgend jemand darauf spekuliert, den wissenschaftlich-technischen Fortschritt aufzuhalten. Wissenschaftliche Forschung aber muß der Menschheit dienen anstatt der Entwicklung immer wirksamerer, Tod und Verderben bringender Waffen.

Yasushi Akashi, Untergeneralsekretär für Abrüstungsfragen, Vereinte Nationen

● Kurz berichtet

„Der Meister und Margarita" von Michail Bulgakow und „Der Brand" von Valentin Rasputin gehören zu den interessantesten Neuerscheinungen auf dem kubanischen Buchmarkt. 3000 Titel wollen die Verlage des Landes in diesem Jahr editieren.

In den Werften von Dečin (ČSSR) ist die Produktion schwimmender K!äranlagen angelaufen. Sie werden in Flußhäfen eingesetzt, um das Wasser von den öligen Abprodukten der Binnenschiffsmotoren zu reinigen.

Heimat der weißen Tiere nennt man den Schennogjia-Wald in der zentralchinesischen Provinz Hubei. In dem rund 3000 Quadratkilometer großen Gebiet wurden bisher bei 20 verschiedenen Tierarten weiße Exemplare beobachtet, darunter bei Affen, Bären, Wölfen, Schlangen und Krähen. Die Ursachen für das gehäufte Auftreten dieser Albinos sind noch nicht geklärt.

Der erste Windkraftkonverter Rumäniens mit einer Leistung von 100 kW ist auf einem Versuchsfeld in der Nähe von Brasov in Betrieb genommen, das heißt an das Landesverbundnetz angeschlossen worden. Die Anlage, der weitere folgen, hat die Höhe eines zehngeschossigen Wohnblocks.

Bulgarien ist das vierte europäische Land, das ein Auto für Kraftstoff mit Wasserstoffzusatz entwickelt hat. Das Experiment wurde am Institut für ergonomische und ökologische Probleme der Verbrennungsmotoren in Russe mit einem Moskwitsch 412 unternommen, Benzin mit 10 Prozent Wasserstoff angereichert. Das Ergebnis: eine immense Kraftstoffeinsparung und weniger schädliche Abgase.

Am RGW-Programm zur komplexen Verwertung von Holz beteiligt sich auch das Institut für Forstwirtschaft im slowakischen Zvolen. Ein Forschungsergebnis ist der Bau einer Aufbereitungsanlage zur Herstellung vitaminreichen Nadelmehls, aus dem dann granuliertes Futter entsteht.

Das Geschäft der Vampire

Eine junge Frau wird von einem Wagen gejagt, dessen Insassen nur eines wollen: die Organe des Opfers. Die Wirklichkeit hat den Schocker, der vor Jahren unter dem Titel „Fleisch" über die BRD-Mattscheiben lief, anscheinend eingeholt. Kidnapping zum Raub von Organen ist heute ein schreckliches Novum. Passiert in Ländern der Dritten Welt, um höchstbietenden Patienten gesunde Nierentransplantate anzubieten. Undenkbar in „zivilisierten" Ländern? „Falls Ihnen der Mut für einen Einbruch oder Bankraub fehlt, biete ich Ihnen eine Lösung auf der Basis der Vernunft an. Spenden Sie Ihre Niere, oder die Ihrer Frau oder eines Verwandten. Für 80 000 DM." Das Angebot zweier Osnabrücker „Geschäftsleute". Die Opfer kommen zu ihnen. Vor Jahren haben schon Arbeitslose und Sozialrentner eine ihrer Nieren zum Verkauf angeboten. Für Tausende Nierenkranke, die seit Jahren an ein Dialysegerät gefesselt sind, verspricht ein Transplantat das Überleben; nach den Geschäftsgebaren der Nieren-Makler jedoch würden nur betuchte Patienten diese Chance haben. Die Justiz sah keine „rechtlichen Bedenken"; besorgte Ärzte und Chirurgen verhinderten dieses drekkige Geschäft. Eine BRD-Illustrierte fragte jedoch: Wie lange noch? Bei Geschäften dieses Umfanges zeigten sich USA-Kliniken weniger zimperlich. Vor Jahren haben sie gegenüber einem gewissen Barry Jacobs durchblicken lassen, daß sein Angebot, ihren Kliniken Organspender zwecks Entfernung einer Niere zuzuführen, durchaus diskutabel sei. Für einen Preis von 10 000 Dollar für den Spender, abzüglich einer Maklergebühr von 3000 Dollar. Auch hier lagen keine juristischen Einwände vor, sondern Widerstände von Senatoren, namhaften Ärzten und Menschenrechtsorganisationen. Vermutlich gibt es auch eine Dunkelziffer, denn „Spender" aus armen und sozial geschädigten Milieus existieren die Fülle. – Ein Geschäft aber floriert seit Jahren: das Geschäft mit Blut und Blutplasma. Ein Liter Blut hat seinen Marktwert, und Hektoliter für Hektoliter nähren eine ganze Branche. Ihre Filialen stehen dort, wo die Ärmsten der Armen die „grüne Grenze" überschreiten, ihr Blut für wenige Dollar fließen lassen, bevor sie entdeckt und wieder zurückgetrieben werden. Oder sie setzen sich gleich in den Entwicklungsländern fest mit einer schier unendlichen „Kundschaft". Nicht Freiwilligkeit und karitatives Denken, sondern Elend und Hunger sind die Antriebskräfte und die Voraussetzung für einen industriell betriebenen Vampirismus. Wenn böse Schlagzeilen auf diese Branche fallen, findet zumeist Mister Dr. Thomas Drees, ein ganz Großer in der ABRA (American Blood Ressources Association), die passenden Worte. Er möchte das Thema nicht emotionalisiert sehen. Einen „besonderen Saft", laut Goethe, erkennt er in seiner Ware nicht, sondern möchte sein Geschäft in etwa mit der Erdölindustrie vergleichen. „Ob man in der Erde bohrt oder im Arm, in beiden Fällen kommt ein Naturstoff raus..." Mit dem Unterschied jedoch, daß die Ärmsten, die ihr Blut verkaufen müssen, um einige Dollar zum Überleben zu bekommen, keine OPEC haben, keine internationale Überorganisation, die ihre Rechte wahrnimmt. Dieser Mister Drees hat nebenbei eine besonders bravouröse Affinität zur Politik. So meint er, erkannt zu haben: Hätte der blutkranke Zarensohn schon die Plasmaderivate seiner Firma gehabt, wäre der Wunderheiler Rasputin nicht zum Zuge gekommen, ohne Rasputin hätte es keine Krise des Zarismus und folglich auch keine Oktoberrevolution gegeben. Und folglich einen noch größeren Markt für Mr. Drees und Co.

Hans Bergmann

Bei Muttern kein König

Auskünfte für FREIE WELT gab während eines Besuches in der sowjetischen Hauptstadt der Brasilianer Edson Arantes do Nascimento (49), der einst unter dem Namen Pele ein Stück Fußballgeschichte schrieb.

Was war der Anlaß, wieder einmal Moskau zu besuchen?

Mit prominenten Sportsleuten wie dem ehemaligen schwedischen Eishockeystar Sven „Tumba" Johansson nahm ich hier an der Einweihung eines Golfklubs teil. Ich habe zwar nie Golf gespielt, doch Tumbas triftigster Grund, Sport helfe der Freundschaft, ist mir genauso nah und verständlich wie ihm.

Haben die Moskauer Sie sofort erkannt?

Sie begrüßten mich, als hätte ich tags zuvor ein wichtiges Tor geschossen und dabei in der sowjetischen Nationalmannschaft gestanden. Bei einem Bummel durch den Lushniki-Sportpark erinnerte ich mich, daß ich dort vor zwanzig Jahren gegen den legendären Lew Jaschin ein Tor schoß.

Haben Sie Jaschin getroffen?

Aber ja. Er war sogar zum Flugplatz gekommen. Als ich ihn sah, stürzte ich auf ihn zu, umarmte ihn und rief aus voller Kehle: Papa Jaschin, amigo! Vor lauter Aufregung ließ ich am Einreiseschalter meinen Paß liegen. Jaschin zählt zu meinen besten Freunden, und ich habe in Moskau keine Gelegenheit versäumt, mich mit diesem beeindruckenden, vor allem so guten und mutigen Menschen zu treffen.

Freunde von Pele – sind das nur Sportler?

Natürlich nicht. Es sind viele. Und die am nahestehendsten sind die Eltern, die Schwester und der Bruder. Wir waren eine arme Familie, und noch heute leben die Eltern nach der Maxime, daß ohne Bescheidenheit und Eintracht ein glückliches Leben nicht zu leben ist. Mein Bruder Jair hat einmal gesagt, wenn die ganze Familie zusammen sei, würden Begriffe wie „König Pele" nie in den Mund genommen. Bei uns zu Hause gebe es nur ein Königspaar, das wir verehren würden wie nichts auf der Welt: Mutter und Vater. Da hat Jair völlig recht.

Sie besuchen derzeit einen speziellen Lehrgang für politische Wissenschaften – warum?

Nur mit Hilfe von Politik ist es möglich, solch unermeßliches Grauen wie Kriege, Armut, Drogensucht und Gewalt aus der Welt zu schaffen. Ich habe mir vieles über die Umgestaltung in der Sowjetunion erzählen lassen. Was ich von dieser Politik vor allem behalten habe, ist, daß die Menschen zufrieden sein sollen. Also ist das eine gute Politik. Auch ich suche nach einer guten Politik – wenn mir das so einfach gelingen würde wie einst im Fußball…

Warum ist Brasiliens Fußball nicht mehr so gut wie zu Peles Zeiten?

Ein Amerikaner zum Beispiel braucht nur einmal im Leben nach Afrika zu gehen und dort einen Löwen zu erlegen. Er bringt dann ein Ohr dieses Löwen mit nach Hause und hängt es an die Wand. Das reicht, um ein Leben lang als großer Jäger zu gelten. Um in Brasilien ein großer Jäger zu sein, mußt du täglich einen Löwen erlegen. So ähnlich ist das in unserem Fußball. Ihm zum Ruhm zu verhelfen, dafür tat ich alles – Tag für Tag. Heute verlassen immer mehr Spieler, sobald sie mal „einen Löwen erlegt haben", in ganz jungem Alter unser Land, um Geld zu verdienen. Und so kam es, daß wir keine Champions mehr sind…

Liegt es auch daran, daß es keinen Pele mehr gibt?

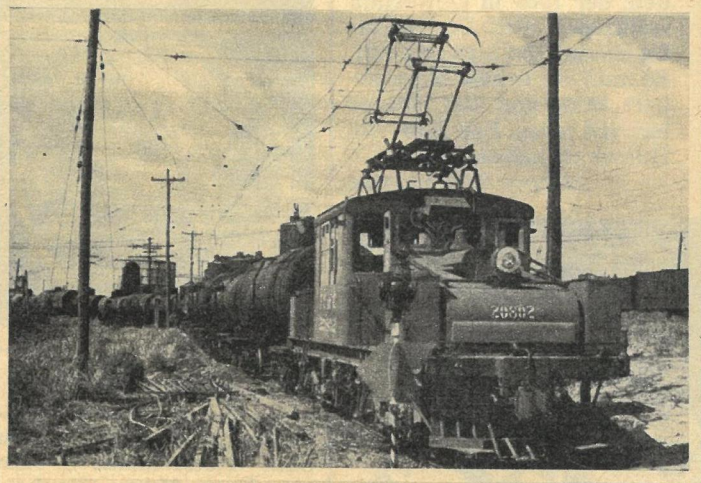
Es hat nur einen Pele gegeben: mich. Dafür ist Maradona eben Maradona, war Platini eben Platini. Der sowjetische Stürmer Sawarow ist ebenfalls einzig in seiner Art, von niemandem eine Kopie. Ich sah ihn bei der Europameisterschaft. Er wie die gesamte UdSSR-Mannschaft hatte etwas „Lateinamerikanisches" an sich. Sawarow fiel besonders auf – er ist ein Klassemann.

Interview: Alexander Pessow

Pferdestärken und Zuckerbahn

Wer an Kubas Eisenbahn-Hauptstrecke Havanna–Santiago de Cuba wohnt, hat sich inzwischen daran gewöhnt, daß die Züge seit kurzem schneller als bisher vorbeirauschen. Ursache sind die neuen sowjetischen Triebfahrzeuge (Foto ganz unten). Die TE-114-K-Dieselloks mit einer Leistung von 2600 Pferdestärken bringen es auf eine Höchstgeschwindigkeit von 120 Stundenkilometern. Voraussetzung für ihren Einsatz waren Ausbau und Modernisierung der 861 Kilometer langen Trasse. Von der Sowjetunion gelieferte Schienen wurden auf Betonschwellen kubanischer Produktion verlegt. Rund 70 Prozent des Gleiskörpers mußten erneuert werden. Bestandteil des langfristigen Programms ist auch der Ausbau der wichtigen Knotenpunkte Havanna und Santa Clara. Letzterer war bisher ein „Nadelöhr" auf der Hauptstrecke. Allein in diesem Bereich werden 14 Kilometer Ausweich- und Rangiergleise verlegt, drei neue Brücken gebaut und eine Straßenverbindung zur nahe gelegenen Autobahn geschaffen. Für die neunziger Jahre ist vorgesehen, auf der Magistrale durchgehend ein zweites Gleis zu verlegen. Das ist eine der Voraussetzungen für die anvisierte Höchstgeschwindigkeit von 200 Stundenkilometern. Insgesamt verwalten die „Ferrocarriles Cubanos" (Eisenbahnen Kubas) ein Schienennetz von 5107 Kilometer Länge. Neben der erwähnten Hauptstrecke sind auch die Parallel-Trassen zu den Häfen und Industriegebieten von Nuevitas und Cienfuegos von großer Bedeutung. Fast doppelt so lang wie die regulären Strecken sind die Abschnitte der sogenannten Zuckerbahn, die bisher nicht dem öffentlichen Verkehr dienten. Sie sind für den Transport von Zuckerrohr und Erzeugnissen dieses Wirtschaftszweiges bestimmt und dem Ministerium für Zuckerindustrie unterstellt. Dieser Industriezweig war einst ausschlaggebend für den Bau von Eisenbahnstrecken. Im wesentlichen verliefen diese Trassen jedoch nur im Umkreis der Zuckerfabriken und stellten kein einheitliches Netz dar. In letzter Zeit wurde damit begonnen, die Zuckerbahnstrekken angesichts einer heute vielseitigeren Wirtschaft zu einem Mehrzweck-Bahnnetz zu gestalten. Zum Erbe der Vergangenheit gehört Verschiedenheit der Typen im Triebfahrzeugpark. So sind noch Elektro- und Dieselloks (Foto unten) aus den zwanziger Jahren im Einsatz, fahren Triebwagen britischer und argentinischer Produktion. Diese Vielfalt bringt mannigfache Probleme für Wartung und Reparatur mit sich. Zum Rückgrat des Bestandes werden jedoch immer mehr die aus der Sowjetunion gelieferten Diesellokomotiven. Die über hundert Einheiten überbieten inzwischen die Gesamtleistung aller vorhandenen älteren Baumuster um das Doppelte.

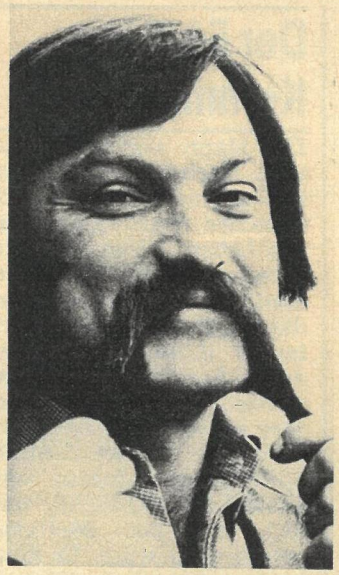
Manfred Radloff



Der 54-Tage-Kommandant

Der Mann war ein Phänomen: Nach 54 Tagen hinterließ er eine tiefere Spur als mancher nach einem ganzen Leben. Keine zwei Monate war er Stadtkommandant, und trotzdem rühmt die DDR-Hauptstadt noch immer ihren Ehrenbürger. Am 1. April wäre er 85 geworden – wenn er, auf dem Weg zur Arbeit in Alt-Friedrichsfelde, wo die Zentrale Militärkommandantur der Stadt untergebracht war, nicht mit dem Motorrad verunglückt wäre. Er hatte im Sommer '38 die Kämpfe in Fernost gegen japanische Aggressoren heil überstanden, er focht in der ersten Reihe bei der Befreiung Polens und Berlins und blieb im Kugelhagel gesund. Der Krieg war zu Ende – und am 16. Juni '45 löschte ein simpler Verkehrsunfall das 41jährige Leben aus. Einfach so. Und das in einer Trümmerstadt, in der sich kaum Fahrzeuge bewegten. Wir kennen ihn von Fotos. „Breitschultrig, mit rundem Gesicht, wie aus einem Granitblock gemeißelt, eine Verkörperung unbändiger Kraft und Energie", beschreibt ihn Zeitgenosse Grigorij Weiß in „Am Morgen nach dem Kriege". Dieser Nikolai Erastowitsch Bersarin hatte sich von der Pike hochgedient: 14jährig trat der Petrograder in die Rote Armee ein, 39jährig war er Oberbefehlshaber der 5. Stoßarmee in der von Shukow befehligten 1. Belorussischen Front. In der Nomenklatur wurde er als Generaloberst geführt, unter den Soldaten als „Vater Kommandeur". Einen solchen Dienstgrad bekommt man nicht verliehen, den erwirbt man. Wegen dieser „hohen persönlichen Qualitäten" (Shukow) wurde der Held der Sowjetunion Bersarin am 24. April 1945 zum ersten Stadtkommandanten von Berlin ernannt. Einmal durfte ihn ein Sonderkorrespondent der „Iswestija" an einem Arbeitstag begleiten. Dieser berichtete über die Gespräche und Begegnungen mit Beamten, Antifaschisten, Ärzten, Lehrern, Schriftstellern, einfachen Menschen. „Fast allen sah man nach ihrer Unterredung mit ‚Herrn General Bersarin' das Gefühl einer tiefen Achtung und Sympathie gegenüber diesem erstaunlich einfachen und freundlichen Menschen an, der den Kern einer Sache sehr schnell erfaßte und sofort eine Entscheidung traf." Und dieses Gefühl überdauerte die Jahrzehnte.

Frank Schumann



Die Retter der Schnurrbärte

Vor etwa zehn Jahren schon haben sie sich zusammengetan – rund 60 lebenslustige Männer aus dem bulgarischen Dorf Goweshda. Und ihr „Verein der Schnurrbärtigen“ ist immer noch der einzige im Land. Gewiß, sie haben unterschiedliche Berufe und kommen aus vielen Altersgruppen, aber ein Hauptanliegen verbindet sie: Sie wollen „ihre Schnurrbärte vor der sich immer stärker ausbreitenden Feminisierung retten“. Noch also stehen sie in ihrem Goweshda allein, und so nannte ein einfallsreicher Journalist den Verein das „Schnurrbart-Reservat“.

Tatsächlich sieht man hier großartige Exemplare von Schnauzern: à la Dumas (der Ältere), à la Budjonny, à la Garibaldi, à la Chaplin. Und bis vor kurzem noch konnte man sich rühmen, einen Einwohner zu haben, der 72 Jahre keinen Rasierapparat an sein Gesicht gelassen hatte. Der Verein ist jedoch kein Klub der Sonderlinge. Nein, er ist eine bereits angesehene Institution mit Leitung, Satzungen und Plan. Und einem eigenen Festtag dazu, bei dem der Spaß hoch im Kurs steht. Ansonsten sind die Mitglieder fleißige, solide Männer. „Wir helfen immer“, heißt ihre Devise. So sind sie bei der Einbringung der Ernte und auch beim Aufforsten regelmäßig dabei. Im vergangenen Jahr bauten sie an vielen Wochenenden ein Denkmal für die Mitglieder der Dorfgemeinschaft, die im Vaterländischen Krieg gefallen sind. Sie kümmern sich auch um alleinstehende ältere und kranke Menschen im Ort. Den Humor sehen sie als sicheres Mittel gegen Entfremdung. „Wir haben unser Dorf zu einer konflikt- und fehdenfreien Zone erklärt, so daß alle Dorfbewohner, mit oder ohne Schnurrbart, friedlich zusammenleben“, meint der Vereinsvorsitzende Iwan Jordanow (Foto links). Eine Bestätigung sind die vielen Freunde im In- und Ausland. Unlängst nahm der Verein sein erstes ausländisches Mitglied auf, einen sowjetischen Journalisten von der „Kirowskaja Prawda“. Selbst im fernen Kanada ist man durch einen Film des bulgarischen Fernsehens bekannt geworden. Seine erste Versammlung in diesem Jahr wird der Verein auf fremdem Territorium und unter Ausschluß der Öffentlichkeit abhalten: im Böhmischen, genauer gesagt in Karlovy Vary. Wie zu vernehmen war, sollen dort die Teilnahmebedingungen für einen internationalen Wettbewerb „Mister Schnurrbart“ erörtert werden, der 1989 in Goweshda stattfinden wird. Die vorläufig einzige Bedingung heißt: Es muß ein echter Schnurrbart sein, und der Träger hat auf jeden Fall Sinn für Humor zu haben.

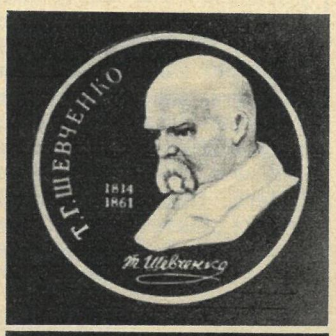
Liljana Serafomowa

Motor-Modell

Da ein eigenes Auto für die meisten Chinesen noch unerschwinglich ist, werden andere Möglichkeiten genutzt. So ist solch ein motorisiertes Dreirad immer häufiger zu sehen. Nach wie vor sind jedoch die 340 Millionen Fahrräder im Land verbreitetstes Verkehrsmittel. Trotzdem soll die Produktion zugunsten neuerer Modelle abgespeckt werden, denn 10 Millionen der Althergebrachten finden keinen Absatz. Gefragt sind Sport- und Tourenräder, letztere vor allem bei der ländlichen Bevölkerung.

Gründungs-Grün

Sein 50jähriges Gründungsjubiläum begeht in diesem Jahr das 5. Gymnasium in Poznań. Neben vielen anderen Neuerungen steht dabei das schuleigene Gewächshaus (Foto) an der Spitze. Es ergänzt nicht nur den Biologieunterricht durch praktische Anschauungen, sondern wird zunehmend für Experimente entsprechender Arbeitsgemeinschaften genutzt.



Meister-Münze

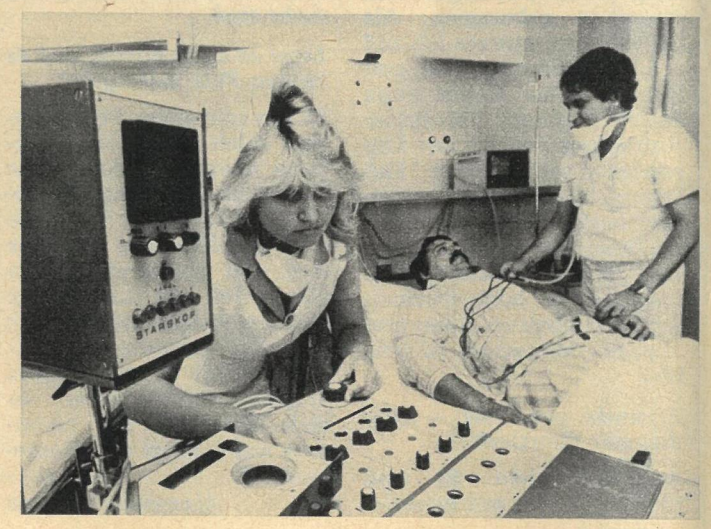
Eine neue sowjetische Gedenkmünze kommt in Umlauf. Sie ist dem 175. Geburtstag des ukrainischen Schriftstellers Taras Schewtschenko gewidmet. Seine Werke sind in alle modernen Weltsprachen übersetzt.

Mode-Markt

Klassische Hose, extravagante Zutaten – mal so, mal so zeigt sich die Mode im internationalen Salon „Cubamoda“ Havanna. Kubanische Kreationen behaupten sich auf den Modemärkten Amerikas und Europas.

Bergbau-Betten

Gerade übergeben ist das neue Krankenhaus in Karvina-Nove Mesto (Neubaustadt) in Nordmähren. Es verfügt über 280 Betten und wurde eigens für die Bergleute errichtet, die unter und über Tage im größten Steinkohle-Bergbaubetrieb unseres tschechoslowakischen Nachbarlandes arbeiten. Die Klinik ist mit modernsten Geräten ausgestattet – hier ein Blick in die Intensivstation – und wird die medizinische Betreuung erheblich verbessern.

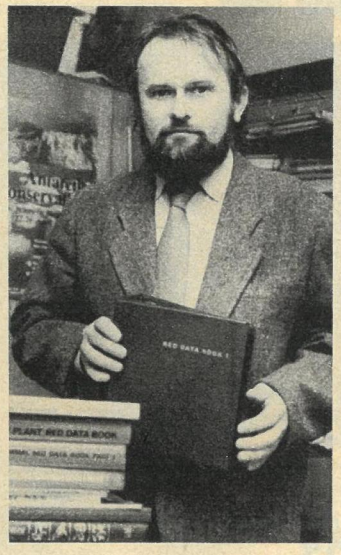


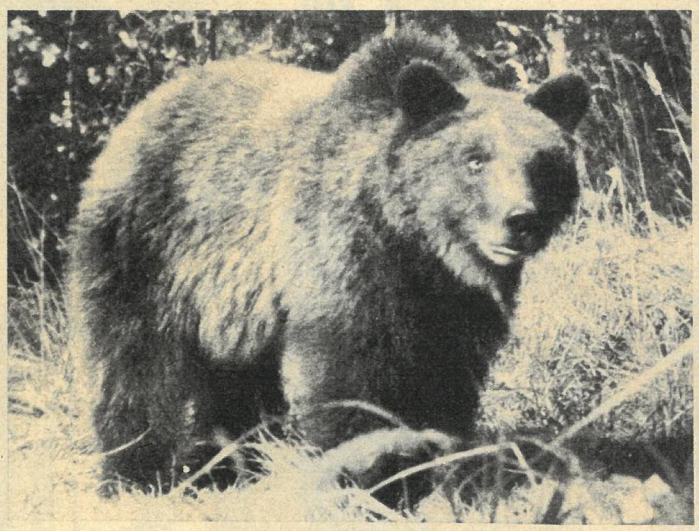
Von Haus zu Haus

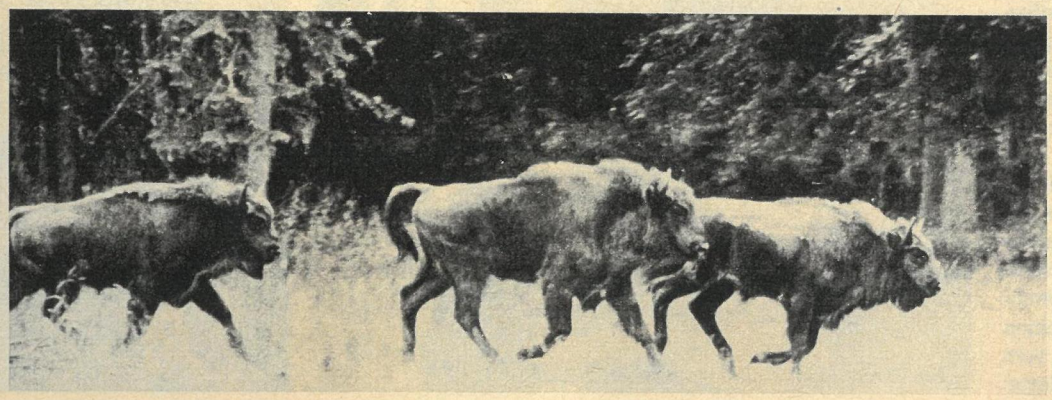
Im Tischkalender der Leiterin des „Hauses der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft“ Mühlhausen, Brigitte Rauch, ist eine Eintragung dick unterstrichen: 22. Juni 1989 „40 Jahre Haus der DSF“. Den 40. Geburtstag ihrer Häuser haben in diesem Jahr auch die Leiter in Dresden, Zwickau, Halberstadt, Zeitz und Magdeburg in ihren Kalendern vermerkt. 26 solcher Einrichtungen der Freundschaftsgesellschaft gibt es in unserer Republik, und im vergangenen Jahr kamen 1,7 Millionen Besucher zu rund 21 000 Veranstaltungen. Dazu gehören vor allem Vorträge und Gesprächsrunden mit Wissenschaftlern, Journalisten und sehr oft auch mit sowjetischen Lektoren oder Diplomaten zu Fragen der Außenpolitik, zu Themen der Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen der DDR und der UdSSR sowie zur Geschichte der deutsch-sowjetischen Beziehungen. Rund 200 Ausstellungen ergänzten im vergangenen Jahr die Programme. In einer Reihe von Häusern hat sich eine zwar noch junge, aber schon beliebte Veranstaltungsreihe entwickelt: „Die Stadt, in der ich diene“. Sie macht junge sowjetische Soldaten mit Geschichte und Gegenwart ihrer „Heimat auf Zeit“ bekannt. In den Häusern haben auch 105 Volkskunstkollektive sowie 54 Arbeitsgemeinschaften ein Zuhause gefunden. Der größte Teil ihrer Mitglieder wie überhaupt der überwiegende Teil der Besucher sind junge Leute. So ist es nicht außergewöhnlich, daß das Zentrale Haus der DSF in Berlin während des Pfingsttreffens der FDJ mit interessanten Veranstaltungen in das Programm einbezogen wird. Womit wir auch wieder beim Terminkalender von Brigitte Rauch wären. In ihrem Mühlhausener Haus bestimmen am 12. Juli die Freunde von der Station Junge Techniker „Thomas Müntzer“ diesen Tag. Zu den Höhepunkten gehören eine Theateraufführung im Garten und ein großes Lagerfeuer. Brigitte Rauch meint, die Feier der Jugend zum Gedenken an den großen Bauernführer sei für sie ein Höhepunkt zum Gründungsjubiläum ihres Hauses, auch wenn die Geburtstagsfeier schon vorher stattfindet. Mit vielen Gästen natürlich, darunter ehemaligen Mitarbeitern und sowjetischen Freunden. *Erhard Römer*

Rotes Buch in polnisch

Der Uhu im Felsenhorst der Hohen Tatra, der Bär aus den Waldkarpaten, die massigen Wisente von Białowieża – sie gehören zu den streng gehüteten Tierschätzen der Volksrepublik Polen. Fast dreißig Jahre ist es her, daß die Internationale Union für den Schutz der Natur und natürlicher Reichtümer (IUCN) die wissenschaftliche Zusammenfassung gefährdeter Tier- und Pflanzenformen in den heute weltbekannten „Rotbüchern“ anregte. Seit einiger Zeit liegt dem Warschauer Staatsverlag für Land- und Forstwirtschaft auf 800 Manuskriptseiten auch ein Rotbuch der seltenen Tiere Polens vor. Das Sammelwerk erarbeiteten fünfzig Autoren unter Leitung von Dr. Zbigniew Głowaciński (unser Foto), dem stellvertretenden Direktor des Krakówer Instituts für Naturschutz bei der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Es ist kein verbindliches Verzeichnis aller in der VRP geschützten Tiere, sondern eine nach biologischen Kriterien getroffene Auswahl von mehr als 150 Arten; 116 sind Wirbeltiere, die restlichen – Käfer, Schmetterlinge und Weichtiere – haben im Rahmen des einen Bandes vorwiegend Beispielcharakter. Jede aufgeführte Art wird unter zwölf Gesichtspunkten behandelt: Abstammung, zoologische Systematik, Verteilung im Territorium, Vermehrungsraten, Umfang der in freier Wildbahn (wie auch in der Hand des Menschen) lebenden Populationen, beschreibende und historische Angaben, Ursachen der Gefährdung, Prognosen; bisherige Schutzmaßnahmen und Vorschläge für die Zukunft. Hinzu kommen zeichnerische Darstellungen der Tiere sowie Kartenskizzen von Siedlungsräumen und Standorten. – Grundlage des Gesamtwerks sind Untersuchungen über einzelne Arten und die Fauna bestimmter Gegenden. Von solchen in Heftern „verpackten“ Einzelthemen besitzt das Institut eine reichhaltige Sammlung. Aus diesen lokal gesammelten „Roten Mappen“ geht hervor, daß in den vergangenen Jahrzehnten elf Tierformen vom Territorium Polens verschwanden, sieben Vögel, drei Säugetiere, eine Fischart. Zwanzig weitere Arten sind auf das äußerste gefährdet oder gar schon im Aussterben. Somit könnte das Rotbuch – das sich sowohl an Wissenschaftler wie auch an Naturfreunde im allgemeinen wendet – erheblich dazu beitragen, das Umweltbewußtsein der Öffentlichkeit zu stärken und Maßnahmen gegen den verhängnisvollen Trend fortschreitender Naturverarmung zu fördern... Besonderen Wert legen die Autoren auf die Darstellung „anthropogener“ Einflüsse; Menschen aller Bevölkerungskreise sollen darüber informiert werden, welche Einwirkung auf das Dasein der Pflanzen und Tiere von ihrer wirtschaftlichen und sonstigen Tätigkeit ausgeht. Bis zu verantwortungsbewußtem Verhalten und gemeinsamer Aktivität im Umweltschutz ist es dann nur ein Schritt. Dr. Głowaciński: „Ich stelle mir vor, daß dieses Buch eine fesselnde Lektüre für jeden sein wird. Schließlich ist das Tierleben ein Teil unserer Welt; es läßt sich nicht trennen von der Geschichte, den Fortschritten der Gesellschaft. Im Bild der Natur erkennen wir manchen erfüllten, manchen unerfüllten Menschheitstraum.“ – Übrigens: Polen unterhält fünfzehn sorgfältig betreute Nationalparks, mehr als die Hälfte der einheimischen Fauna steht unter durchgehendem Schutz. *Andrzej Gesing*







● Gut gesagt

An einige Dinge wagen wir uns manchmal nicht heran, weil wir sie für schwierig halten. Aber sie sind nur deshalb schwierig, weil wir nicht an sie herangehen.

Antonin Mrkos, Astronom und Antarktisforscher (ČSSR)

● Am Rande

Ein Aufruf des Zoologischen Gartens von Wrocław an die Bevölkerung, den entflohenen Papagei „Jaco“ mit suchen zu helfen, brachte ein überraschendes Ergebnis. 15 Herrenlose wurden dem Tierpark übergeben, aber keiner war der Gesuchte. – Auf falscher Spur!

● Persönliches

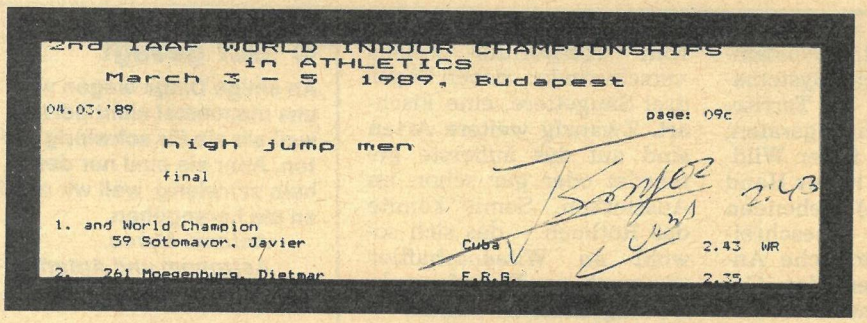
Nachdem eine nunmehr hundert Jahre alte Dampflokomotive ausrangiert war, erwarb sie der Eisenbahner ZOLTÁN BÉKÉSI zum Alteisenpreis, setzte sie innerhalb von sechs Monaten wieder instand und dürfte in Ungarn der einzige Privatbesitzer einer Lokomotive sein.

Die von MICHAIL SIWAKOW erfundene elektronische Angelrute gibt ihrem Besitzer auch bei völliger Dunkelheit ein Lichtsignal, sobald ein Fisch den Köder berührt. Das heißt „Leine anziehen!“ Macht der Angler ein Nickerchen, weckt ihn die Angel durch einen Piep-Ton.

Als „Glückspilz“ bezeichnet sich die 23jährige Pianistin KLÁRA WÜRTZ, die im Kinderchor des Ungarischen Rundfunks ihre Laufbahn begann, später in England an Meisterkursen teilnahm und inzwischen zu den hoffnungsvollsten musikalischen Talenten Ungarns zählt.

„Wunder des Nordens“ heißt eine frostbeständige Weinrebe, die von der sowjetischen Biologin LYDIA STERLJAJEWA gezüchtet wurde. In fünfzig Gebiete, wo früher die „Sonnenbeere“ unbekannt war, werden jetzt Steckreiser aus Baschkirien verschickt.

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: TASS/O. Sereda, B. Kozaniewicz, ZB/CAF/ČTK, ASP/ U. Usdenow, AP/Wirephoto, Repros/Radloff; Vignette: D. Schüler


2nd IAAF WORLD INDOOR CHAMPIONSHIPS
in ATHLETICS
March 3 – 5 1989, Budapest

04.03.'89 page: 09c

high jump men

final

1.	and World Champion 59 Sotomayor, Javier	Cuba	2.43	WR
2.	261 Moegenburg, Dietmar	F.R.G.	2.33	

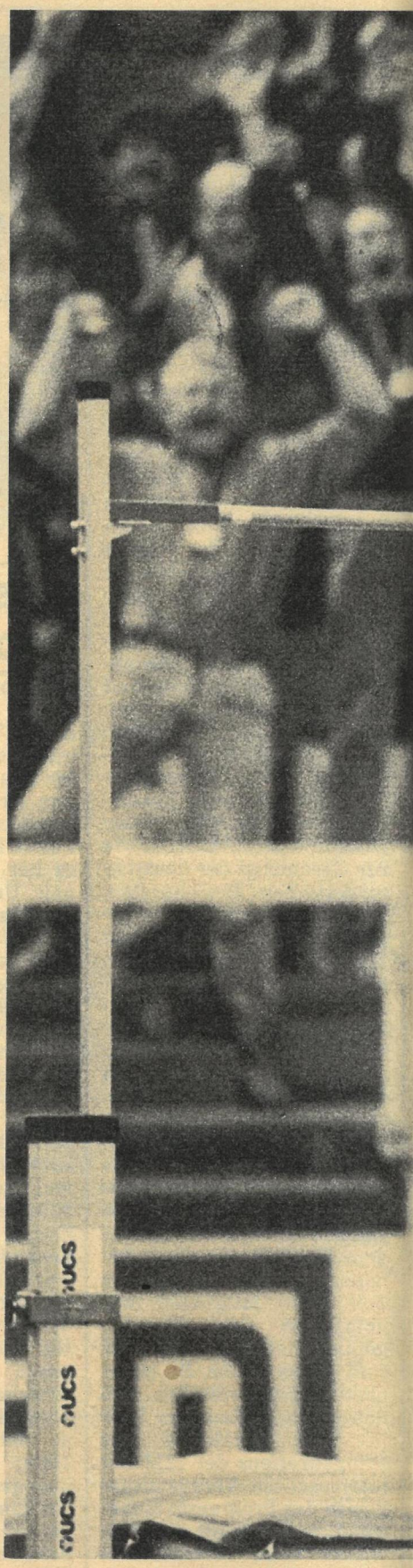
Der Fünfte im Bunde

Unter Kubas bisherigen Leichtathletik-Weltrekordlern macht's nicht die Masse, sondern die Klasse. In den sechziger Jahren war der Name Enrique Figuerola ein synonymisches Gütezeichen für den Sprint. Der Halbmeiler Alberto Juantorena gilt auf Dauer als Musterfall des ästhetischen Laufens. „Zu sehen, wie er dahinschwebte, war ein Augenschmaus", hat Marita Koch einmal gesagt. Alejandro Casanas erreichte 1977 eine Zeit, mit der er noch zwölf Jahre danach zu den zehn schnellsten Hürdensprintern der Welt gehört. Nachdem bei Olympia '68 in Mexiko-Stadt das Triumvirat Gentile/Prudencio/Sanejew fünfmal den Dreisprung-Weltrekord verbessert hatte, verdrängte ein neunzehnjähriger Teenager namens Pedro Perez-Duenas diese Herrlichkeit aus den Schlagzeilen.

Mit dem 21jährigen Javier Sotomayor ist jetzt zu dieser illustren Gilde ein Hochspringer gestoßen, der zudem etwas vollbracht hat, was nicht alle Tage vorkommt. Er hält in ein und derselben Disziplin drei Weltrekorde: Seit 1986 mit 2,36 m den der Junioren, seit vorigem September mit 2,43 m den der „Großen", seit kurzem mit der gleichen Höhe auch den in der Halle. Obwohl eine Randerscheinung, bleibt dennoch hervorhebenswert, daß der junge Mann aus Limonar dabei jedesmal seine eigene Körpergröße um 47 Zentimeter übersprang. Vor drei Jahren maß er 1,89 m, seitdem ist er um sieben Zentimeter gewachsen.

Daß Sotomayor bei den Weltmeisterschaften unterm Dach des Budapester Sportpalastes die gleiche Rekordhöhe auflegen ließ wie 1988 unterm Spätsommerhimmel von Salamanca, löste Verwunderung aus. Aber die vor Jahresfrist hinausposaunte Meldung, von nun an würden u. a. auch Hochsprung-Weltrekorde im Freien wie in der Halle in einen Topf geworfen, erwies sich als Ente. Es bleibt alles beim alten: Die draußen und drinnen atmosphärisch wie auch vom Bodenbelag her gänzlich unterschiedlichen Bedingungen sind weder heute noch morgen zu vereinheitlichen. Ergo ist Javier Sotomayor derzeit doppelter Weltrekordler mit jeweils 2,43 m. Für Budapest schwebte ihm vor, als Zutat zum Weltmeistertitel seine Weltrekordleistung von Salamanca zu bestätigen. „Zum Glück ist es auch so gekommen. Und außerdem gab es noch einen anderen Grund, weshalb ich vom Kampfgericht keine 2,44 m forderte: Die hebe ich mir für den Sommer auf. Damit käme ich ohnehin in die Nähe des meines Erachtens momentan Möglichen. Mit einer Höhe von 2,45 m kann ich mich anfreunden, mit den für absehbare Zukunft prognostizierten zweieinhalb Metern indes gehe ich in meinen Gedanken sehr skeptisch um. Nach Rudolf Powarnizyns 2,40-m-Großtat von Donezk '85 ist jeder Zentimeter mehr ein ungeheurer Fortschritt. Es wird, wem sag' ich das, immer schwerer."

Anfang September vorigen Jahres wurde die auf einer fast baumlosen Hochebene gelegenene westspanische Universitätsstadt Salamanca erstmals in ihrer langen Geschichte Geburtsort eines Weltrekords. Der Hauptdarsteller des Abends hieß Sotomayor. Untätig im Gras liegend schaute er zu, wie der 1976er Olympiasieger Jacek Wszola nach übersprungenen 2,10 m keinen gültigen Versuch mehr hatte, seine Siebensachen packte und ging. Der zwanzigjährige Kubaner begann erst zu springen, als der Spanier Gustau Bekker bei 2,20 m das letzte Mal die Gültigkeit anzeigende weiße Fahne gesehen hatte. Von nun an bot Sotomayor eine



Weltrekord Nummer 2 über 2,43 m – diesmal in der Halle: Die Sekunden des „Aufmöbelns" vor dem Anlauf (links); der Freudensprung, als schon beim ersten Versuch die Latte oben liegenblieb (oben); die Gratulation vom „Vorbild mein Leben lang" Alberto Juantorena (unten).

Personality Show. Auf Anhieb übersprang er 2,25 und 2,30 m. Dann geriet er in Turbulenzen: Die 2,36 m meisterte er erst im dritten (und letzten) Anlauf. Aber dann: 2,40 m im ersten, 2,43 m im zweiten Versuch – so hoch sprang noch keiner. Dazu gratis eine Rarität in dieser Disziplin: Sotomayor übertraf seine persönliche Bestleistung gleich um sechs Zentimeter.

Seither lebt öfter mal wieder die anekdotische Geschichte um die Begegnung zwischen ihm und Fidel Castro auf. Als Sotomayor aus Salamanca heimkehrte, soll der sportenthusiastische Landesvater zu ihm gesagt haben, es sei doch eigentlich keine schlechte Idee, zu Ehren dieses herrlichen und ganz Kuba stolz machenden Weltrekordes von nun an im Lande 2,43 Meter hohe Wohnungen bauen zu lassen. „Da kann man nichts machen", sagte Mögenburg.

Unterm künstlichen Himmel des Budapester Sportpalastes war Sotomayors Auftritt noch attraktiver als der von Salamanca. Mit seinem Weltrekordvorgänger Patrik Sjöberg, dem 1984er Olympiasieger Dietmar Mögenburg und dem Hallen-„Fetischist" Carlo Thränhardt traten drei Männer in die Arena, die genauso ihre Chance hatten wie der Kubaner. Aber Sotomayor hob sie alle aus ihren Sätteln. Nach geglücktem Auftakt bei 2,25 m befand er sich nur insgesamt vier Versuche später bereits am Weltrekord. Und den holte er sich im ersten Anlauf! Dabei hatte er die Latte von 2,37 m (ebenfalls im ersten Versuch) gleich auf 2,43 m legen lassen. „Da kann man nichts machen", sagte Mögenburg.

Javier Sotomayor hat zwei Männer zur Seite, an denen er hängt wie eine Klette. Da ist zuerst sein Trainer José Godoy, „der mich entdeckte, der alles weiß und alles kann, der mich hervorragend zu führen versteht und mich stets über das augenblicklich Machbare für die Überzeugung gewinnt, daß das mitnichten alles ist, was ich kann." Mit dieser Weisheit und diesen Maximen trainierte Godoy schon den Weltklassespringer Francisco Centelles zu einer Zeit, da der Paradiesvogel Sotomayor noch gar nicht flügge war. „Ich weiß", sagte Centelles einmal, „daß dieser Jüngling Javier einen sehr guten Trainer hat – nämlich m e i n e n ..."

Sotomayor studiert in Havanna Sport. Mit José Godoys Ideen im Kopf kann aus ihm mal ein guter Trainer werden – „nichts anderes ist auch mein Ziel". Er lernt nicht nur im Hörsaal, sondern auch draußen vor der Tür: „Von Godoy, und auch der legendäre Juantorena ist m e i n Mann. Er hat mich mit seiner wunderbaren Art zu laufen und zu siegen fasziniert, als ich noch keine zehn Jahre alt war. Wenn ich ihm heute begegne, was öfter der Fall ist, dann schöpfe ich aus seiner Erfahrung den Realitätssinn und die Hartnäckigkeit, ohne die nicht nur unsereins Träume nie verwirklichen kann..."

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: ADN Zentralbild/Altwein, Harald Almonat (2)

Träumer und Tramp – Anfang einer Filmkarriere (links)

Zum Hundertsten von Charlie Chaplin

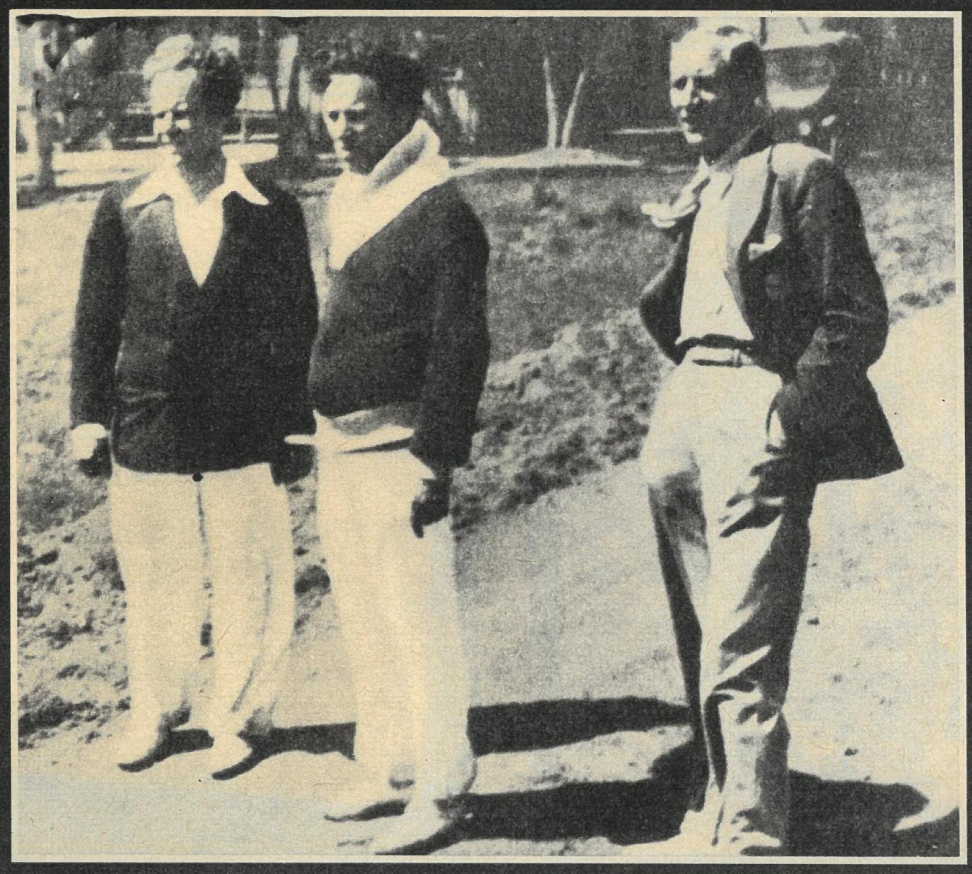
Der große Friedenshetzer

Am 16. April 1889 kam er in London zur Welt: der Mann, der zum Inbegriff einer ganzen Filmkunst-Ära wurde. Und die Welt liebte Charlie Chaplin als Sohn des modernen Volksmärchens, als heiteren Unglücksraben und Schildbürger der industriellen Großstadt. Doch seine Kunst erschöpfte sich nicht im Erleiden und in Güte. Sein erfolgreichster Film und Höhepunkt seines Schaffens, „Der große Diktator", war ein aufrüttelnder Beitrag im antifaschistischen Kampf. Mit ihm bewies Charlie Chaplin künstlerische Meisterschaft und Mut.

Ein Beitrag von Günter Egemann

„Er wackelt auf seinen verträumten Plattfüßen wie ein Schwan auf dem Trockenen. Er ist nicht von dieser Welt und wirkt vielleicht nur in dieser lächerlich. Die Wehmut eines verlorenen Paradieses dämmert hinter der Komik seines Jammers", charakterisiert ihn der ungarische Filmtheoretiker Béla Balázs.
Als Chaplin 1912 in Los Angeles den berühmten Filmproduzenten Mack Sennett zum Lachen bringen soll, kommt ihm die Idee: Aus der Requisitenkammer wählt er die Hose zu weit, die Jacke zu eng, den Hut zu klein und die Schuhe viel zu groß. Spazierstock und Bärtchen – er wollte älter wirken – komplettieren die Aufmachung.

Charles verstand sich nicht nur drollig zu drapieren, er sprudelte über vor Einfällen, wurde sein eigener Filmdichter. Er kreierte eine Leinwandfigur, die als Tramp, als einsamer Bursche und komischer Träumer im Handumdrehen die Herzen der Zuschauer eroberte. Dabei war Charlie durchaus nicht brav, sondern imstande, fortgeworfene Zigarettenstummel aufzuheben, einem Säugling seinen Lutscher wegzunehmen oder sogar einer Dame einen Tritt in den Allerwertesten zu versetzen.
Das universale Talent fing Charles Spencer Chaplin auf der Straße und im Kulissenstaub englischer Varietés und Wandertruppen auf. Er lebte mit seiner



Glanzrollen für zwei alte Schauspieler – Chaplin und Buster Keaton (links im Foto) 1952 in „Rampenlicht" (oben).
Auf der Insel Catalina in der Karibik – Regisseur Sergej Eisenstein, Charles Chaplin und der sowjetische Kameramann Tissé (v. links n. rechts). Eisenstein weilte für seinen Mexikofilm 1930 in Amerika.

Der große Friedenshetzer

Mutter, einer Varietésängerin, und seinem vier Jahre älteren Bruder Sydney nur kurze Zeit in auskömmlichen Verhältnissen. Der Einzug ins Londoner Armenhaus blieb ihnen nicht erspart. Mit fünf Jahren stand das Parodiewunder zum ersten Mal auf der Bühne, auf schäbigen Brettern und vor grobschlächtigen Kerlen. Er löste seine Mutter ab, die krank und mit ruinierter Stimme vor dem Publikum zusammengesunken war.

Als Zwanzigjähriger kommt Chaplin in einem Viehdampfer erstmals nach New York. Der neue Kontinent gibt seinem Leben eine neue Richtung, seinem Schaffen einen ungeahnten Drall. Am Ende seiner Laufbahn umfaßt die Chronik seiner Erfolge achtzig Filme, darunter Titel wie „Ein Hundeleben" (1918), „The Kid" (1921), „Goldrausch" (1925), „Lichter der Großstadt" (1931), „Moderne Zeiten" (1936)...

Der kleine Mann von einem Meter fünfundfünfzig, ein Leichtgewicht von zweiundfünfzig Kilo, verstand sich als Schauspieler, Regisseur, Szenarist, Choreograph und Filmmusiker auf die schwere Kunst, eine Welt zum Lachen zu bringen. Kunst war für ihn „Arbeit, die man mit Gefühl und verhaltener, kontrollierter Erregung tut". Aber auch mit politischem Verstand, wie sein Antikriegsfilm von 1918 „Gewehr über" zeigt, über den Kurt Tucholsky begeistert schrieb: „Dieser helle Film gehört in das dunkelste Deutschland!" In der für ihn typischen Mischung aus heiteren und traurigen Episoden irrt Charlie in französischer Uniform durch die Schützengräben des ersten Weltkrieges. Durch seine Gewitztheit werden am Ende der deutsche Kaiser Wilhelm II. – gespielt von Sydney Chaplin – und Generalfeldmarschall Hindenburg gefangengenommen.

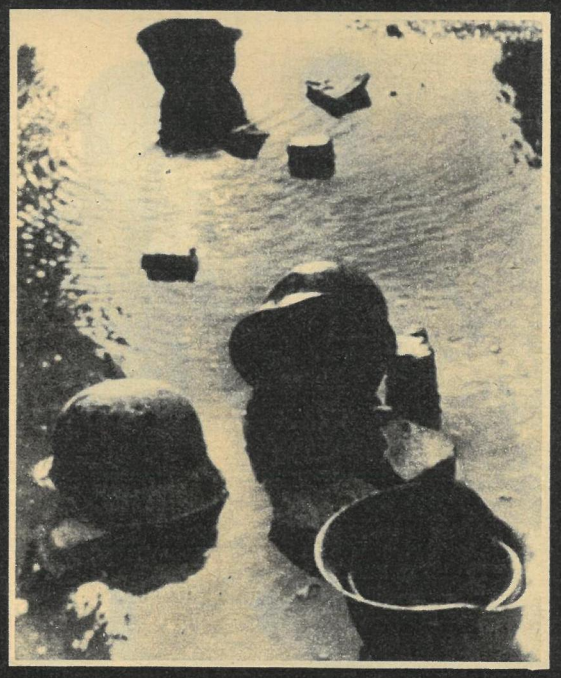
Mit den Mitteln der Komik eine eindeutige Stellungnahme: „Gewehr über" durfte in Deutschland nicht gezeigt werden.

Chaplins Kunst blieb auch später am politischen Geschehen orientiert. Bereits 1938 meldeten deutsche Zeitungen, daß Charles Chaplin gegen Hitler und Mussolini „Unverschämtheiten im Schilde führe", die es zu verhindern gelte. Die Tatsache, daß Chaplin eine Persiflage auf den „Gröfaz", den „größten Führer aller Zeiten", vorbereitete, rief den deutschen Botschafter in den USA auf den Plan, der einen Boykott aller amerikanischen Filme ankündigte. Chaplin erhielt Drohbriefe aus faschistischen Kreisen in den USA. Er bekam die amerikanische Zensurbehörde auf den Hals. Auch Freunde aus der Filmbranche warnten ihn vor diesem gewagten Unternehmen. Doch keine Drohung konnte Chaplin von seinem dringlichsten Projekt abbringen, in das er zwei Millionen Dollar seines Privatvermögens investierte. Die Expansion des Hitlerfaschismus – März 1938 Annexion Österreichs, im Oktober Okkupation des Sudetengebietes, März 1939 Einmarsch in die Tschechoslowakei und September gleichen Jahres der Überfall auf Polen – zeigte, wie berechtigt und wichtig der Film war.

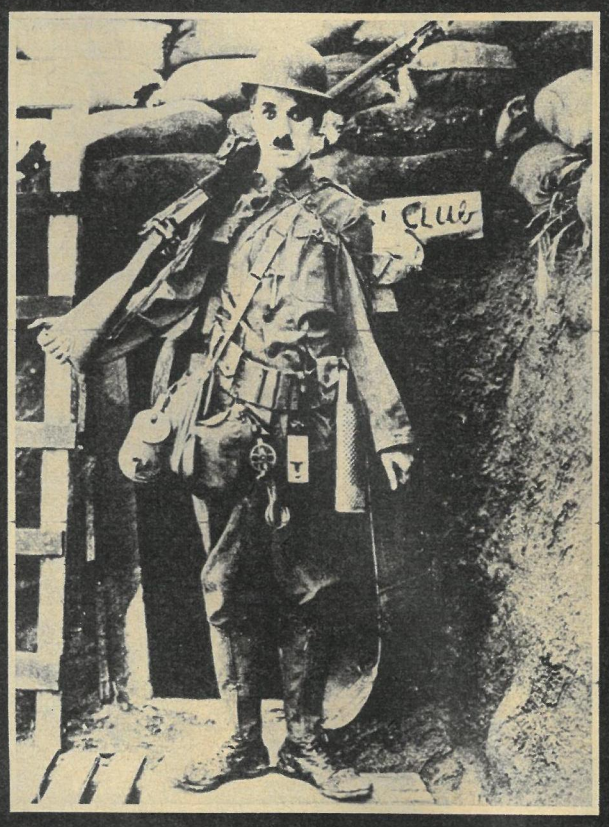
Nach der Kriegserklärung Englands und Frankreichs im Herbst 1939 bekam Chaplin Telegramme, sich mit dem Film zu beeilen, inzwischen hatte sich auch in den USA die öffentliche Stimmung gegen Hitler verstärkt.

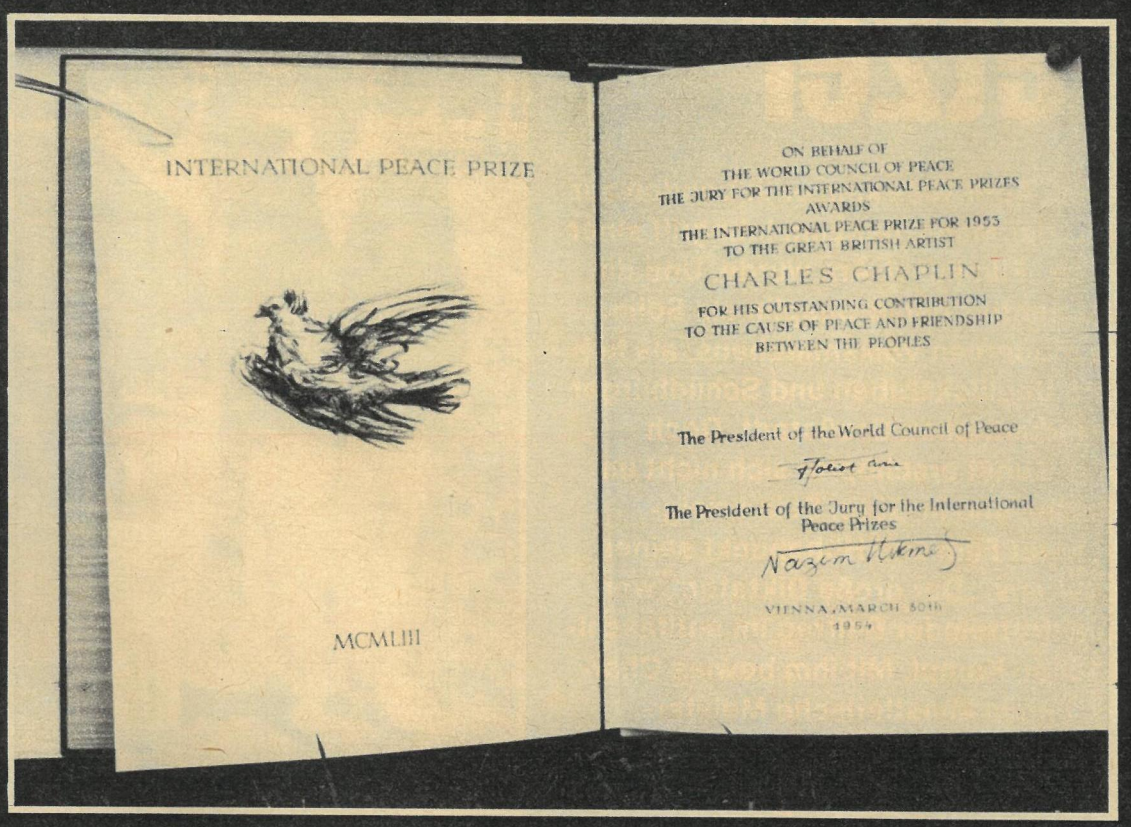
Im Oktober 1940 endlich übergab die Filmgesellschaft United Artists (von Chaplin einst mitgegründet) den Film der Weltöffentlichkeit. Hitlerdeutschland hatte Dänemark und Norwegen überfallen und den Norden Frankreichs besetzt. Obwohl die deutsche Luftoffensive in der entscheidenden „Schlacht um England" gescheitert und Hitlers Invasionsplan gegen England mißglückt war, blieb Nazideutschland militärisch stark. In dieser bedrohlichen Situation wirkte der Film „Der große Diktator" als Lachsalve gegen die Angst, als Ermutigung, gegen das Hitlerregime zu kämpfen. Die verblüffende Ähnlichkeit des schnurrbärtigen Charlie mit Hitler nutzte Chaplin, um in dieser Maske den Unbesiegbarkeitsmythos des deutschen Faschismus vom Sockel zu stoßen. Der Film nahm von New Yorks Premierenkinos „Astor" und „Capitol" aus seinen Lauf und wurde Chaplins größter internationaler Erfolg.

Die Story handelt von dem kleinen jüdischen Friseur Charlie, der einst mutig „fürs Vaterland" gekämpft hatte, und dem nun während eines Pogroms im Ghetto der fiktiven Hauptstadt von Tomanien der Friedensalon zerstört wird. Er kommt ins Konzentrationslager, aber ihm gelingt die Flucht. Dabei führt seine Ähnlichkeit mit dem Diktator Adenoid Hynkel zu einer Verwechslung der beiden. Eben noch als „Untermensch" getreten, gerät Charlie unversehens in die Rolle des germanischen „Übermenschen". Den verspottet Chaplin als hysterische Witzblattfigur, eher klein- denn reinrassig und mit Weltherrschaftsallüren. Während man den „Führer" ins KZ steckt, hält sein friedfertiger Doppelgänger eine Rede an die Menschheit. In dieser Rede legt Chaplin seine Filmrolle ab und ruft als Künstler auf, für Frieden, Freiheit, Demokratie und Nächstenliebe einzustehen. Auch technisch ging der Film über Gewohntes hinaus, war er doch – abgesehen von Chaplins bestechendem Doppelrollenspiel – sein erster Sprech-Tonfilm. Ein Medium, dem er eher mit Abneigung begegnete.



Gegen Militarismus und Krieg – Chaplins Film „Gewehr über" entstand 1918 mit ihm in der Hauptrolle (unten links) Würdigung seiner Verdienste als Künstler und Friedenskämpfer – 1954 erhält Chaplin den Internationalen Friedenspreis (unten Mitte)





Mit Chaplins Satire gegen Nazideutschland stellt sich mehr noch als mit „Gewehr über“ die Frage, ob es angemessen und möglich ist, Kriegsgrauen und Unterdrückung mit den Mitteln des Komischen darzustellen. Chaplin bekannte 1964 in seiner Autobiographie: „Hätte ich etwas von den Schrecken in den deutschen Konzentrationslagern gewußt, ich hätte ‚Der große Diktator‘ nicht zustande bringen, hätte mich über den mörderischen Wahnsinn der Nazis nicht lustig machen können. Aber ich wollte unbedingt ihren mystischen Unsinn über eine reinblütige Rasse zum Gespött werden lassen.“

Nach der Filmpremiere versuchte ein Untersuchungsausschuß des USA-Senats Chaplins Hitler-Karikatur wegen „kriegshetzerischer Tendenzen“ zu verbieten. Die Kriegserklärung Deutschlands und Italiens an die USA 1941 machte diesen Versuch gegenstandslos.

Auch über den Film hinaus rief Chaplin zum Kampf gegen den deutschen Faschismus und zur Eröffnung der zweiten Front der Westalliierten auf. In San Francisco sagte er 1944 auf einer Kundgebung: „Und ich möchte über die Hilfe für die Russen in diesem Krieg sprechen… Man kann ihnen mit Geld helfen, aber sie brauchen mehr als Geld. Man sagte mir, daß die Verbündeten im Norden Irlands zwei Millionen Soldaten stehen haben, die an Langeweile leiden, während den Russen allein zweihundert Nazidivisionen gegenüberstehen. Dabei sind die Russen unsere Verbündeten, und sie kämpfen nicht nur für ihr Land, sondern auch für unseres… Laßt uns unverzüglich die zweite Front eröffnen!“

Diesen Aufruf bekräftigte er noch mit einem Telegramm an den amerikanischen Präsidenten Roosevelt.

Sein entschiedenes politisches Auftreten, vor allem seine freundschaftlichen Bekundungen zur Sowjetunion, machten Chaplin nach dem Krieg „zum Fall“ für den McCarthy-Ausschuß „zur Untersuchung unamerikanischer Tätigkeit“. Im Oktober 1952 bezeichnete ihn der amerikanische Generalstaatsanwalt McGranery als eine „anrüchige Person“, deren Äußerungen und Erklärungen „ein Zeichen für eine bösartige und undankbare Haltung gegenüber dem Lande wären, dessen Gastfreundschaft dazu beigetragen hat, daß er reich geworden ist.“ Presse und Justiz beschuldigten Chaplin, Kommunist zu sein, legten ihm auch die bitter-satirische Gesellschaftskritik in seinem Film „Monsieur Verdoux“ zur Last und erklärten darüber hinaus alle seine Filme als eine „Untergrabung der amerikanischen Moral“.

Chaplin beschloß während eines Europa-Aufenthaltes, nicht mehr in die USA zurückzukehren. Im April 1953 erklärte er in London der Presse: „Ich habe auf die Wiedereinreise in die USA verzichtet, denn es war mir dort nicht möglich, meine Filmarbeit fortzusetzen… Seit 1945 bin ich das Ziel einer Lügen- und Propagandakampagne gewesen…“

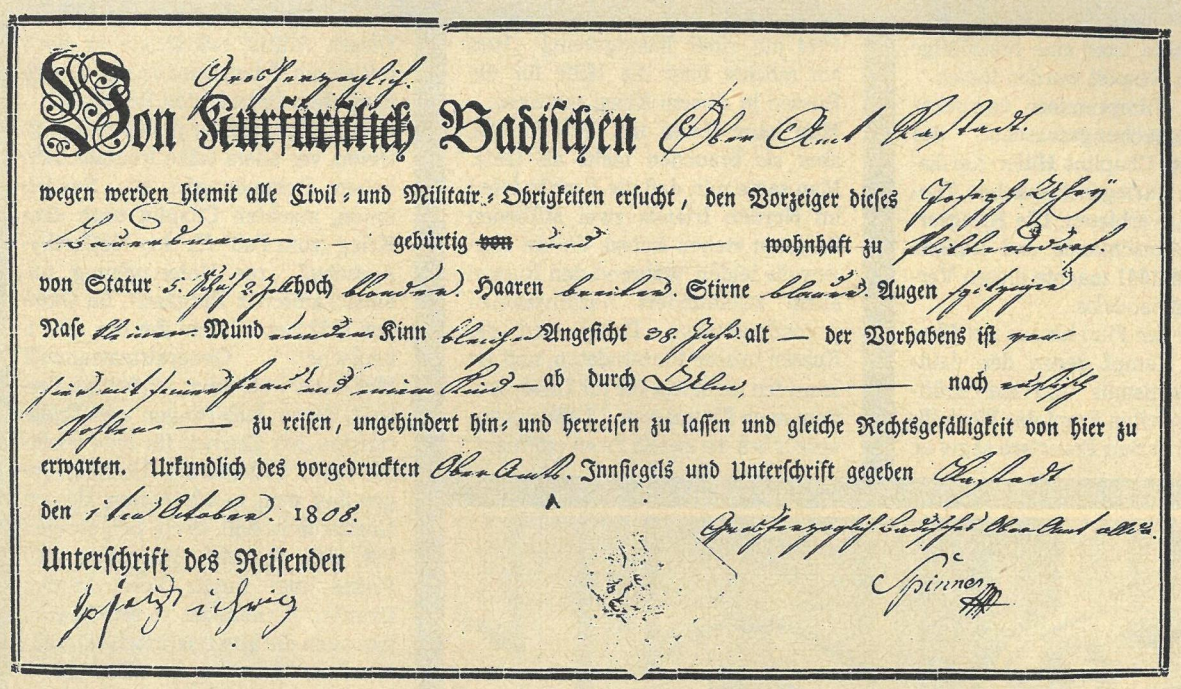
Chaplin, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Künste der DDR und Ehrendoktor der Universität Oxford, ließ sich bis zu seinem Tod am 25. Dezember 1977 in der Schweiz nieder.

Für seinen „hervorragenden Beitrag für die Sache des Friedens und der Freundschaft zwischen den Völkern“ wurde ihm im März 1954 in Wien vom Weltfriedensrat der Internationale Friedenspreis verliehen. Die Urkunde trägt die Unterschrift von Joliot-Curie und Nazim Hikmet. In seiner Antwort entgegnete der „große Friedenshetzer“, wie sich Chaplin selbst nannte: „Ich maße mir nicht an, eine Antwort auf die Probleme zu wissen, die den Frieden bedrohen; aber eines weiß ich: Die Nationen werden diese Probleme niemals in einer Atmosphäre des Hasses und des Mißtrauens lösen… Im Zeitalter der Atomwissenschaft müssen die Nationen an etwas weniger Altmodisches und an Konstruktiveres denken als an Gewaltanwendung zur Beilegung ihrer Streitigkeiten.“

Ein Plädoyer für die Menschlichkeit – wie seine Filme.

Fotos: Staatliches Filmarchiv der DDR, Henschelverlag, Archiv Berliner Verlag, Bertolt Brecht „Kriegsfibel“

„Der große Diktator“ – Chaplins Parodie auf den deutschen Faschismus, ein Höhepunkt seines Schaffens.



Von Großherzoglich Badischen Ober Amt Rastatt

wegen werden hiemit alle Civil- und Militair-Obrigkeiten ersucht, den Vorzeiger dieses Joseph Lehmann — gebürtig ~~von~~ und — wohnhaft zu Kleinsteinbach von Statur 5 Fuß 2 Zoll hoch blondes Haaren braune Stirne blaue Augen spitzige Nase kleinen Mund runden Kinn blasses Angesicht 28 Jahr alt — der Vorhabens ist zu seinen Freunden und seinem Kind — ab durch Baden — nach Polen — zu reisen, ungehindert hin- und herreisen zu lassen und gleiche Rechtsgefälligkeit von hier zu erwarten. Urkundlich des vorgedruckten Ober Amts Innsiegels und Unterschrift gegeben Rastatt den 1 Tag April 1808.

Unterschrift des Reisenden
Joseph Lehmann

Großherzoglich Badisches Ober Amt allda.
Spinner

Reisepaß eines deutschen Auswanderers nach Rußland von 1808

Was wissen wir, die Bewohner eines multinationalen Staates, über eine Reihe unserer Völker, über ihre Geschichte, ihre Bräuche, ihre Kultur? Seien wir ehrlich: Es ist nicht allzuviel, was uns besonders über einige Völker, die sogar recht zahlreich vertreten sind, bekannt ist. Aber ohne Wissen kommt man nicht aus, wenn man nicht allein mit Worten, sondern auch durch die Tat die Kultur der zwischennationalen Beziehungen vertiefen, die Freundschaft der Völker festigen will. Zu jenen Völkern, die aus verschiedenen Gründen zeitweilig dem Gesichtsfeld der breiten Öffentlichkeit sozusagen entglitten sind, gehören auch die Sowjetdeutschen. Das Informationsdefizit über diese große nationale Gemeinschaft wirkt bisweilen absonderlich. So kommt es beispielsweise vor, daß die Sowjetdeutschen für ehemalige Kriegsgefangene oder irgendwelche Immigranten gehalten werden. Mangelndes Wissen jedoch leistet Gerüchten und Vorurteilen Vorschub.

Die Sowjetdeutschen gestern

Ein Beitrag aus der „Prawda" von W. Aumann und W. Tschernyschew

Nach Angaben der Unionsvolkszählung von 1979 gibt es in der UdSSR etwa zwei Millionen Deutsche (der Anzahl nach nehmen sie den 14. Platz ein und machen etwa 0,7 Prozent der Bevölkerung aus). Wer sind sie, die Sowjetdeutschen? Ihre fernen Vorfahren siedelten bereits im 17. Jahrhundert nach Rußland über. In Moskau entstand die „Nemezkaja Sloboda" (die Deutsche Vorstadt), die so treffend von Alexej Tolstoi in „Peter I." beschrieben wurde. Während der Epoche der Petrinischen Reformen wurde sie so etwas wie die Moskauer „Pforte nach Europa".

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begannen die Deutschen sich im Wolga- und Dneprgebiet sowie an der Schwarzmeerküste anzusiedeln. Die Massenübersiedlung setzte sich auch im 19. Jahrhundert fort. Im Laufe von hundert Jahren – von 1764 bis 1864 – entstanden allein in den Gouvernements Samara und Saratow 190 Kolonien. Obwohl den Einwanderern gewisse Privilegien eingeräumt wurden, war ihr Leben keineswegs sorgenfrei. Hunger und Mißernten, Unterdrückung durch die zaristischen Beamten und die Verwaltung lösten wachsende Unzufriedenheit aus. Ende des vergangenen Jahrhunderts gingen die Rußlanddeutschen ihrer Vorrechte verlustig, die nationale Unterdrückung verschärfte sich.

Mit den wachsenden sozialen Widersprüchen schlossen sich die Rußlanddeutschen immer aktiver der revolutionären Bewegung an. Eine große Rolle spielten der Führer des Aufstands auf dem Kreuzer „Otschakow" Pjotr Schmidt sowie der Bolschewik Nikolai Baumann, der an der ersten russischen Revolution teilnahm. Allgemein bekannt ist der aus dem Wolgagebiet gebürtige Emanuel Quiring, Sekretär der bolschewistischen Fraktion in der 4. Staatsduma, einer der ersten Mitarbeiter der Leninschen „Prawda". Nach der Oktoberrevolution arbeitete Quiring im ZK der Kommunistischen Partei der Ukraine, er war stellvertretender Vorsitzender des Obersten Volkswirtschaftsrats und des Staatlichen Plankomitees der UdSSR. In Petersburg waren revolutionär tätig Ludwig Martens – Mitglied des „Kampfbundes zur Befreiung der Arbeiterklasse" und später erster offizieller Vertreter der Sowjetregierung in den USA – und Wassili Schmidt, der in den zwanziger Jahren den Posten des Volkskommissars für Arbeit und des stellvertretenden Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare innehatte.

Die ASSR der Wolgadeutschen

Am 19. Oktober 1918 unterzeichnete W. I. Lenin das Dekret über die Gründung einer Arbeitskommune (eines autonomen Gebiets) der Deutschen des Wolgagebiets. 1924 wurde das Gebiet in eine autonome Republik umgewandelt, die zur RSFSR gehörte. Nach Angaben der Volkszählung von 1939 lebten auf ihrem Territorium 605500 Menschen, 66,4 Prozent davon waren Deutsche. Ende der dreißiger Jahre wurde diese ASSR zu einer Region mit führender Landwirtschaft und einer sich schnell entwickelnden Industrie. Die Republik erreichte große Erfolge auf dem Gebiet der Volksbildung und Kultur. Neben der autonomen Republik, in der etwa ein Drittel der deutschen Bevölkerung der UdSSR lebte, hatten die Sowjetdeutschen vor dem Kriege eine Reihe nationaler Rayons. In der Ukraine und Sibirien sowie in anderen Regionen gab es deutsche Schulen, erschienen Zeitungen, Zeitschriften und Bücher in deutscher Sprache.

Der Personenkult um Stalin und die mit ihm verbundene Verletzung der sozialistischen Gesetzlichkeit wirkte sich auch auf das Leben der deutschen Bevölkerung verhängnisvoll aus. In einer Atmosphäre wachsenden Mißtrauens und Spionageverdachts wurden die nationalen Rayons bereits vor dem Kriege unbegründet aufgelöst, die seit 1926 in Moskau herauskommende „Deutsche Zentral-Zeitung" eingestellt und in allen Regionen – außer in der ASSR der Wolgadeutschen – der Unterricht in deutscher Sprache verboten.

Der Überfall des faschistischen Deutschlands auf die Sowjetunion schmiedete das ganze Land zu einem einheitlichen Kampflager zusammen. Seit Beginn des Großen Vaterländischen Krieges standen auch die Sowjetdeutschen in den Reihen der Verteidiger der sozialistischen Heimat. Die Rechnung der Faschisten, die deutsche nationale Minderheit zu einer „fünften Kolonne" zu formieren, ging nicht auf. Die Sowjetdeutschen kämpften tapfer gegen die Okkupanten in Belorußland und in der Ukraine, in Richtung Moskau und Leningrad und erfüllten Sonderaufträge im feindlichen Hinterland.

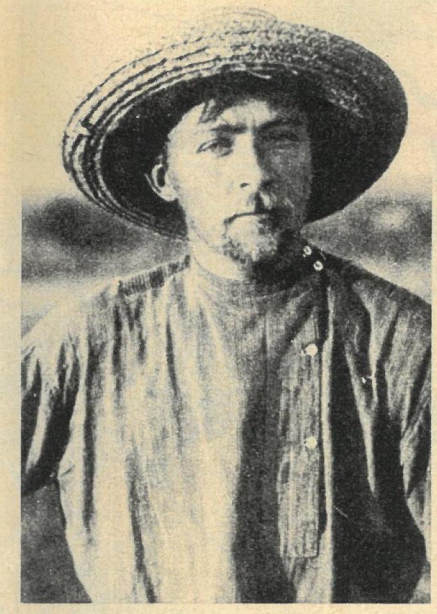
Im August 1941 erfuhr unser Land von der Heldentat des Rotarmisten Heinrich Hoffmann. Er geriet schwer verwundet in Gefangenschaft. Die Faschisten forderten Informationen von ihm, versuchten ihn zum Übertritt zu bewegen. Hoffmann lehnte ab. Daraufhin wurde er grausam gefoltert. Doch der Rotarmist blieb seinem Eid treu und starb den Heldentod.

In den ersten Kriegsmonaten gestaltete sich die Situation für unsere Truppen äußerst ungünstig. Der Feind drang gegen die Hauptstadt und gegen andere lebenswichtige Zentren des Landes vor. Es ging um den Fortbestand des Sowjetstaates und der sozialistischen Errungenschaften. Begreiflich, daß unter diesen Bedingungen außerordentliche Maßnahmen zur Gewährleistung der Sicherheit des Hinterlandes getroffen wurden. Eine dieser Maßnahmen war die Aussiedlung der Deutschen aus dem europäischen Teil der UdSSR. Allerdings ging sie nicht als Evakuierung vonstatten, sondern wurde unter dem Vorwand durchgeführt, die Wolgadeutschen kollaborierten mit dem Feind. Viele Tausende von ihnen wurden in den östlichen Teil des Landes zwangsumgesiedelt oder hinter Stacheldraht gebracht. Die autonome Republik hörte auf zu existieren. Außerdem wurde ein Befehl erlassen, die Deutschen aus den kämpfenden Truppen zu entfernen.

Die Sowjetdeutschen und der Große Vaterländische Krieg

Die Sowjetdeutschen machten weder Partei noch Sozialismus für ihr Unglück verantwortlich. Sie vertrauten darauf, daß früher oder später die Gerechtigkeit siegen würde. Viele von ihnen wurden in die Arbeitsarmee eingezogen. Wo immer sie während der Kriegsjahre auch eingesetzt waren – auf Baustellen, in Kolchosen, in der Forstwirtschaft oder im Schacht –, überall arbeiteten sie selbstlos in dem Bemühen, den Sieg zu beschleunigen. An den Verteidigungsfonds haben sie Hunderttausende Rubel überwiesen. Darauf wurde man auch in Moskau aufmerksam. Eines Tages erhielten die Bauleiter des Kreises Krasnoturjinsk ein Telegramm vom Obersten Befehlshaber: „Bitte übermitteln Sie den Arbeitern, Ingenieuren, Technikern und Angestellten deutscher Nationalität, die auf dem ‚Bastroi' arbeiten und 353785 Rubel für den Bau von Panzern und 1820000 Rubel für den Bau einer Flugzeugstaffel gesammelt haben, meinen brüderlichen Gruß und den Dank der Roten Armee."

Mit Kampfauszeichnungen wurden die Heldentaten Tausender Sowjetdeutscher an der Front geehrt. Den Titel „Held der Sowjetunion" erhielten Generalmajor Sergej Wolkenstein, der Parti-



Deutsche Kolonisten um 1927 aus der ASSR der Wolgadeutschen

und heute

sanenkommandeur Alexander Hermann, der berühmte Richard Sorge und sein Kollege Robert Klein. Tapfer gekämpft haben für ihre sowjetische Heimat Leutnant Woldemar Wenzel, der beim Übersetzen über den Dnepr ums Leben kam, die Panzerfahrer Peter Miller und Michael Heckel, der Oberst Nikolai Ochnan, die Aufklärer Nikolai Heft und Eduard Erdmann. Auch unter den heldenhaften Verteidigern der Brester Festung gab es Deutsche (Major A. Dulkeit, Oberleutnant J. Kroll, Regimentsarzt W. Weber, Oberleutnant Schmidt) und ebenso in der Untergrundbewegung von Kiew, Taganrog, Smolensk, Budjonnowsk, Dnepropetrowsk sowie an anderen Kampfabschnitten.

Man sollte meinen, daß der Krieg deutlich bewiesen hatte, wer wer war und daß die unbegründeten Anschuldigungen sowie die Rechtsbeschränkungen gegenüber den Sowjetdeutschen von selbst hinfällig geworden waren. Aber diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Mehr noch, die Begrenzung ihrer Rechte wurde unter der sich fortsetzenden Gesetzlosigkeit noch verschärft. 1948 kam ein Erlaß heraus, der den Deutschen verbot, an ihre früheren Wohnorte zurückzukehren, und hohe Haftstrafen für das eigenmächtige Verlassen der Sonderwohnorte vorsah.

Die Rehabilitierung der Sowjetbürger deutscher Nationalität

Die Wiederherstellung der Gerechtigkeit setzte erst nach Stalins Tod ein. Noch vor dem XX. Parteitag der KPdSU wurden viele rechtliche Beschränkungen und die Sonderregistrierung aufgehoben. Im Mai 1957 kam in Moskau die erste Nummer der deutschsprachigen Zeitung „Neues Leben" heraus, einen Monat später erschien im Altai die Zeitung „Rote Fahne" und dann in Zelinograd die Zeitung „Freundschaft". Die Rundfunksendungen wurden wiederaufgenommen, erneut kamen deutschsprachige Bücher auf den Markt. In den Mittelschulen Kasachstans, der RSFSR und Kirgisiens bildeten sich Gruppen zum Erlernen der deutschen Muttersprache. Von großer politischer Bedeutung war der Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. August 1964, in dem es heißt: „Das Leben hat bewiesen, daß die Beschuldigungen unbegründet und ein Zeichen von Willkür des Personenkults um Stalin waren. In Wirklichkeit hat die überwältigende Mehrheit der deutschen Bevölkerung in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges gemeinsam mit dem ganzen Sowjetvolk durch ihre Arbeit zum Sieg der Sowjetunion über das faschistische Deutschland beigetragen und sich in den Nachkriegsjahren aktiv am kommunistischen Aufbau beteiligt." Von diesem Erlaß an hat sich im Leben der Sowjetdeutschen vieles verändert. Alle Beschlüsse, auch die „ungesetzlichen", die die Rechte der Sowjetdeutschen beschränkten, wurden aufgehoben. Sie erhielten zum Beispiel wieder das Recht, in die Gebiete zurückzukehren, aus denen sie ausgesiedelt worden waren.

Die Sowjetdeutschen in der Gegenwart

Die Bürger deutscher Nationalität nehmen aktiv am wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau teil sowie an der Verwirklichung der Umgestaltung und an der revolutionären Erneuerung des Lebens unserer Gesellschaft. Unter den Delegierten des XXVII. Parteitages der KPdSU, die den Kurs zur Umgestaltung billigten, waren auch zehn Kommunisten deutscher Nationalität, unter ihnen die Mechanisatorin Natalie Gellert, die auf dem Februarplenum des Zentralkomitees der KPdSU (1988) als Mitglied des ZK der KPdSU bestätigt wurde.

Sowjetdeutsche sind in den höchsten Machtorganen der Unionsrepubliken und der UdSSR vertreten. Sie leisteten und leisten einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Wissenschaft, Technik und Kultur. Denken wir an die berühmten Polarforscher der dreißiger Jahre, an Otto Schmidt und Ernst Krenkel, die mit dem Titel „Held der Sowjetunion" ausgezeichnet wurden, an die weltbekannten Gelehrten und Akademiemitglieder Boris Rauschenbach und Wladimir Engelhardt, an den Pionier der Kosmonautik Friedrich Zander, an die berühmten Pianisten Swjatoslaw Richter und Rudolf Kehrer sowie viele andere.

Die Bedingungen für die Entwicklung der Nationalkultur der Sowjetdeutschen verbessern sich von Jahr zu Jahr, wenn auch nicht so schnell, wie man es wünschte. Ein Dramentheater ist eröffnet worden. Die Hauptbühne befindet sich einstweilen in Temirtau im Gebiet Karaganda. Aber es wurde bereits ein Beschluß angenommen, das Theater nach Alma-Ata zu verlegen. Alle Schauspieler sind Absolventen der Theaterhochschule „M. S. Schtschepkin". Seit 1981 erscheint der Literaturalmanach „Heimatliche Weiten". Die Zeitung „Freundschaft", die seit über zwanzig Jahren in Kasachstan erscheint, wurde vor zwei Jahren aus Zelinograd nach Alma-Ata verlegt. Vor kurzem hat das Präsidium des Obersten Sowjets der Kasachischen SSR einen Beschluß angenommen zur Verbesserung des Deutschunterrichts als Muttersprache. Außerdem wird die Eröffnung deutscher Nationalschulen erwogen, nicht nur in Kasachstan.

Viele Sowjetdeutsche sprechen sich seit Ende des Krieges für die Wiedererrichtung einer autonomen Republik aus. Der Vorschlag zur Neuerrichtung einer Staatlichkeit der Sowjetdeutschen wird von den Partei- und Staatsorganen im Zentrum sowie an den örtlichen Stellen geprüft.

Man darf auch folgendes Problem nicht mit Schweigen übergehen. Manche sowjetische Bürger deutscher Nationalität reisen in die BRD aus, um dort ihren Wohnsitz zu nehmen. Die Massenmedien im Westen versuchen den Eindruck zu erwecken, es handele sich um eine „spontane" Erscheinung, mit der die Propagandazentren der westlichen Länder nichts zu tun hätten. Aber das entspricht nicht der Wirklichkeit.

Ein bestimmter Teil der Sowjetbürger deutscher Nationalität hat in der Regel eine sehr vage Vorstellung vom Leben in der BRD. So legen diese Sowjetdeutschen Tausende Kilometer zurück, um in die „historische Heimat" zu gelangen, um dort ein „besseres Los" zu suchen. Wir wollen nicht verschweigen, daß ihre Entscheidungen bisweilen durch die negativen Erfahrungen der Vergangenheit und manche ungelösten Probleme der Gegenwart beeinflußt werden. Für die angestammten Bewohner der BRD sind die Übersiedler Menschen zweiter Klasse.

Die Erfahrung hat bewiesen: Dort, wo die nationalen Belange der Sowjetdeutschen befriedigt, die anstehenden Probleme rechtzeitig gelöst werden und die ideologische Arbeit wohldurchdacht ist, gibt es keine „Ausreisestimmung".

Niemals haben die Sowjetdeutschen, nicht einmal in den schwersten Zeiten, ihre Interessen von denen des Landes getrennt, in dem sie geboren wurden und aufgewachsen sind. Die Heimat der Sowjetdeutschen ist hier, und die sie bewegenden Probleme müssen hier gelöst werden, mit vereinten Kräften und unter Berücksichtigung sowohl ihrer nationalen Besonderheiten und Bedürfnisse als auch der der Nachbarvölker, im Geiste brüderlicher Freundschaft aller Völker der UdSSR, an deren Wiege W. I. Lenin stand.

Deutsches „orientalisches" Fuhrwerk in der wolgadeutschen Hauptstadt Engels

Aus der „Prawda" von Adeline Thomas ins Deutsche übersetzt. Überschriften von FREIE WELT. Fotos: A-I-Z vom 19. 10. 1927 (2), FW-Archiv (2)

Pawel Bassow und sein ...

... „Wunderkind" Rosalia.

Eine Geschichte, die noch nicht zu Ende ist:

Omas und

Rosalia und Pawel Bassow, ein Leningrader Ehepaar jenseits der fünfzig und schon Großeltern, sind zu Fuß vermutlich länger auf Tour als jemals ein anderer vordem. Am 9. Mai 1986 brachen die beiden in Murmansk zu einem Marsch auf, der sie bis Herbst nächsten Jahres der sowjetischen Festlandgrenzen entlang wieder dorthin führen soll, wo sie vor nun bereits mehr als 1001 Nacht gestartet sind. In Nachschlagewerken steht, daß die Land- und Seegrenzen der Sowjetunion eine Länge von etwa 60 000 Kilometern haben. In dieser Angabe sind auch die unzähligen klitzekleinen und riesengroßen Inseln enthalten, die von den Bassows unberührt bleiben. Doch die fast 25 000 Kilometer bisher sind auch ohne „Inselbegehungen" schon jetzt eine mathematische (Wanderungs-)Größe für sich. Und es sind ja noch anderthalb Jahre bis zum Ziel.

Den Silvestertag 1986 feierten Bassowa/Bassow in Machatschkala am Westufer des Kaspischen Meeres. Das Prosit ein Jahr später erfolgte zur Wintersiesta in Chabarowsk, und zwar in geographischer Nähe des Richtfestes, das bei „Rund um Sichote-Alin", Wladiwostok inklusive, vonstatten ging. Der dritte und nach Adam Ries vorletzte Jahreswechsel wurde in der Siedlung Tiksi an der Küste der Laptewsee begossen. Dort überwintern die Bassows in einer nahegelegenen Polarstation und trainieren intensiv Skilauf, denn in Kürze soll es auf Schneeschuhen über die Lena, die Taimyr-Halbinsel und dem Jenissej-Delta entlang nach Norilsk gehen.

Bis Ende September vorigen Jahres waren die Leningrader Eheleute auf der Strecke Tscherski–Pochodsk–Indigirka–Tschkalow–Tiksi unterwegs gewesen. Ihre Ausrüstung bestand aus dem Allernotwendigsten: Zelt, Schlafsack, Gewehr, Äxte, Miniapotheke, Navigationsinstrumente, Kochkessel, Fotoapparat, Tagebücher, zwei Schlauchboote, zwei Schwimmwesten. Die Rucksäcke wogen 28 Kilo für die Dame, achtunddreißig für den Herrn. Bisher diente für den Transport des unverzichtbaren Krimskrams ein kleiner, zerlegbarer Wagen, mit dem aber im hohen Norden so gut wie nichts mehr ging.

„Am 28. Juni hatten wir Tscherski mit Kurs auf Tiksi verlassen", erzählt Rosalia Bassowa. „Die Tundra war zu dieser Zeit fast vollständig mit Wasser bedeckt. Tauwasser ringsum, überall kleine Seen und Flüßchen, die es ansonsten auf keiner Landkarte gibt. Nur selten hatten wir Glück, vom Wasser verschonte Bodenerhebungen zu finden, wo wir unser Lager aufschlagen und endlich einmal schlafen konnten. Schon im Winter zuvor hatten wir uns eine genaue Marschtabelle ausgearbeitet: Nach 50 Minuten Marsch zehn Minuten

Opas Wanderjahre

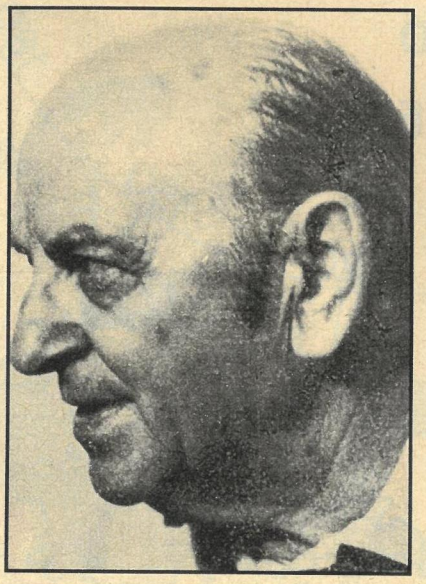
Pause, und je nach Beschaffenheit des Geländes zwölf bis 25 Kilometer pro Tag. Es war ein schönes Gefühl, daß es täglich wärmer wurde und auf den kleinen Hügeln das Gras zu grünen begann und die ersten Blumen aufgingen. Aber es kamen nun auch die Mücken, die uns zwangen, immer öfter nachts zu wandern und tagsüber zu schlafen."

Nach einem dreizehntägigen Marsch durch die Tundra, auf dem sie keiner Menschenseele begegneten, kamen die Bassows Ende Juli am Fluß Alaseja an. Sie waren heilfroh, plötzlich auf eine Jaranga zu treffen, in der der ewenkische Jäger Ilja Kileptschin lebt. Hier fanden sie Unterkunft und legten eine Pause ein, die sie bitter nötig hatten. Kurze Zeit später setzte die Regenzeit ein. Auflandiger Wind vom Nordmeer her staute in den Flußmündungen das Wasser und verwandelte tiefer gelegene Stellen in kleine Lagunen. Zwei Tage lang und ohne Nachtruhe mußten die Bassows laufen, um endlich einen Schlafplatz zu finden.

Am 14. August an einem Nebenfluß der Kolyma angekommen, erlebten die Leningrader Wandersleut den ersten Schneefall. Und sie stießen plötzlich auf ein altes Bauwerk mit einem Kreuz auf dem Dach. Eine Tafel sagte aus, daß es sich hier um die nördlichste russische Kirche handelte. Eine interessante Entdekkung machten die Bassows im Dorf Russkoje Ustjo in der Indigirka-Niederung, wo Nachfahren russischer Seefahrer leben. Die Einwohner der 350 Jahre alten Siedlung pflegen die Folklore und Bräuche aus längst vergangenen Zeiten, und sie besitzen ein Kühlhaus, das seinesgleichen sucht: In den Kammern und Nischen eines riesigen Gletschers, in denen das ganze Jahr über nie weniger als zehn Grad minus herrschen, lagern sie Fleisch und Geflügel.

In den letzten Augusttagen erreichten die Bassows Tschokurdach, das Zentrum des Allajchowsker Rayons. Da zu dieser Zeit der Sommer unwiderruflich zu Ende ging, wollten sie zum Überwintern von dort aus nach Tiksi fliegen. Das gute Wetter aber veranlaßte sie, weiter nach Westen zu wandern. Inner-

Fortsetzung auf Seite 41



Der Hamburger Kommunist und Kesselschmied Harry Naujoks kam 1936 ins KZ Sachsenhausen. Als Lagerältester stand er auf einem risikovollen Posten, der Verantwortung für Tausende Mitgefangene bedeutete und gefährliche Konflikte mit der SS brachte. Seine Erinnerungen an diese Zeit sind der erste Bericht eines ehemaligen Lagerältesten aus einem der großen berüchtigten faschistischen Konzentrationslager.

Im Sommer 1941, einige Wochen nach dem Überfall auf die Sowjetunion, fand in Sachsenhausen eine Geheimsitzung statt, an der hohe SS-Führer teilnahmen. Über den Inhalt der Besprechung wurde den Anwesenden strengste Geheimhaltung auferlegt. Wir konnten aber bald in Erfahrung bringen, daß ein Massenmord geplant war: Der Kommandeur der SS-Totenkopfdivision SS-Obergruppenführer Eicke hatte den SS-Führern mitgeteilt, der Führer habe befohlen, Tausende sowjetische Kommissare und Mitglieder der KPdSU zu liquidieren. Für Sachsenhausen wurde festgelegt, auf dem Industriehof eine Genickschußanlage zu errichten. In der zweiten Augusthälfte baute man eine Baracke auf dem Industriehof zu der befohlenen Mordstätte um. Der Lagerführer bekam den Auftrag, 15 bis 20 SS-Blockführer namentlich zur Durchführung der Erschießungen zu melden. Die eingezäunten Baracken der Isolierung, in denen bisher die Strafkompanie lag, mußten geräumt werden, um Platz für die sowjetischen Kriegsgefangenen zu schaffen. Nur nackte Wände und blanker Fußboden blieben. Alle Fenster wurden zugekalkt, Licht und Wasser abgestellt. Der Rapportführer forderte mich auf, ihm einige Häftlinge für die Posten als Blockälteste und für den Stubendienst in diesen Baracken vorzuschlagen. Er wolle – wie er sagte – „ruhige, besonnene und keine wilden Leute“ haben.

Wir hofften immer noch, daß die Informationen, die uns über die geplante Mordaktion zugegangen waren, wenigstens übertrieben wären. Gewißheit bekamen wir, als die Wehrmacht vier fahrbare Verbrennungsöfen lieferte, die bei der Genickschußanlage auf Fundamente gesetzt wurden.

Brot über den Zaun

Als erste kam eine kleine Gruppe sowjetischer Kriegsgefangener. Drei Tage später holte man sie mit einem Lastkraftwagen ab, um sie in der Genickschußanlage zu erschießen. Dann kam der zweite Transport – einige Gefangene mehr, aber insgesamt auch eine kleine Gruppe. Offensichtlich wollte die SS den Ablauf der Mordaktion vorher genau testen. Obwohl das „Russenlager“, wie es jetzt hieß, total abgesperrt und vom großen Lager abgeschlossen war, konnten wir mit dem Stubendienst – soweit es sich um unsere Leute handelte – sprechen, Informationen holen und Ratschläge geben.

So gingen Rudi Grosse und ich am Abend an das Tor des Russenlagers. Mit kurzen Bewegungen, die in der Dunkelheit von den SS-Posten auf dem Turm A nicht zu erkennen waren, warfen wir dann Brot, das wir in aller Eile in den politischen Blocks gesammelt hatten, über den Zaun. Da es bei der Verteilung des Brots aber dann doch etwas laut zuging, mußten wir neue Möglichkeiten finden. Am nächsten Tag ist auch diese Gruppe sowjetischer Kriegsgefangener erschossen worden.

Der von uns vorgeschlagene Stubendienst wurde von der Lagerführung abgelöst. Aus Bemerkungen des Rapportführers entnahm ich, daß ihm unsere ersten Hilfsmaßnahmen bekannt geworden waren. Jetzt suchte er einen neuen Stubendienst aus, der sich, wie zu erwarten war, aus der SS vollkommen gefügigen Häftlingen zusammensetzen würde.

Am 31. August 1941, an einem Sonntag nach dem Abendappell, begann dann die systematische Liquidierung sowjetischer Kriegsgefangener in der Genickschußanlage. Das ganze Lager stand unter höchster Nervenanspannung und ständiger Bedrohung.

Die folgende Darstellung über die Vorgänge in der Genickschußanlage habe ich zusammengetragen aus Schilderungen von Häftlingen des Barackendienstes bei den sowjetischen Kriegsgefangenen, von Häftlingen, die in der Genickschußanlage beschäftigt waren, von bestimmten SS-Leuten, mit denen ich über solche Vorgänge reden konnte, und aus dem Bericht des Kameraden Emil Büge.

Die Erschießungen fanden nach dem Abendappell statt. Lastkraftwagen mit Verdeck fuhren in die Isolierung. Den Gefangenen wurde gesagt, daß sie zum Arbeitseinsatz in ein anderes Lager gebracht werden sollten. Die Arbeit sei gut, sie bekämen ausreichendes Essen, und auch die Unterkunft sei in Ordnung. Vorher gebe es eine ärztliche Untersuchung. Die erste Zeit drängten sich die Gefangenen zu den Lastwagen. Später wurden sie unsicher und mußten mit Prügeln und Drohungen auf die Wagen getrieben werden.

Die Genickschußanlage hatte fünf Räume und war außen von einer Wohnbaracke kaum zu unterscheiden. Im ersten Raum registrierte man die Kriegsgefangenen pro forma. Dann zogen sie sich aus und gingen in den zweiten Raum, wo eine körperliche Untersuchung vorgetäuscht wurde. Die SS-Leute, die hier tätig waren, trugen weiße Kittel, um als Ärzte angesehen zu werden. Wirklich untersuchten sie nur den Mund auf Goldzähne. Wer Goldzähne hatte, bekam ein blaues Kreuz auf die Brust, damit dem Leichnam die Zähne herausgerissen werden konnten.

Der dritte Raum war als Baderaum getarnt. An der Decke befanden sich Brausen, die aber keinen Wasseranschluß hatten. In der Längswand dieses Raumes befand sich ein Spalt, der etwa 1,30 Meter über dem Fußboden begann, eine Länge von 70 Zentimeter und eine Breite von 2,5 Zentimeter hatte. Vor diesem Spalt befand sich eine Meßlatte, wie sie zum Messen der Körpergröße gebraucht wird. In der Latte verlief ein mit einer Kopfplatte versehener Schieber, der zum Messen der Körpergröße an einem Drahtseil bewegt werden konnte. In dem Schieber war eine Öffnung, die beim Messen den Nakken des Gefangenen in den dahinterliegenden vierten Raum freigab. Dieser Raum war völlig verdunkelt und schalldicht isoliert. In ihm saßen die SS-Leute, die die Erschießungen ausführten.

Zweimal erschossen

Die Gefangenen wurden einzeln in den „Baderaum“ geführt, vor die Meßlatte gestellt und beim angeblichen Messen von einem dem Gefangenen nicht sichtbaren Blockführer, der sich in der schalldichten Kabine befand, mit einer Pistole 08 durch den Spalt in der Latte erschossen. In der Kabine saßen jeweils zwei oder drei SS-Leute, die sich beim Schießen abwechselten, wenn ein Magazin leer war. Die beim Erschießen entstehenden Geräusche versuchte man durch überlaute Schallplattenmusik zu übertönen. Unter der Meßlatte befand sich ein Blechkasten, der mit einem Rost überdeckt war. Vor diesem Kasten lief ein Rohr, das unter der Baracke hindurch zu einer mit Holzplanken überdeckten Grube führte. Auf diese Weise konnte das Blut der Erschossenen abfließen bzw. weggespült werden.

Aus dem „Bad“ führte eine Tür zum fünften und größten Raum der Genickschußanlage. Der Fußboden war dick mit Sägemehl bestreut. Hierhin kamen die Leichen. Vor diesem Raum standen die vier fahrbaren Krematoriumsöfen. Nach Abgabe des Genickschusses wurde der Erschossene sofort in den Leichenraum gezogen und der Erschießungsraum mit Wasser ausgespritzt, um die Blutspuren zu beseitigen. Da es öfter vorkam, daß der Genickschuß nicht tödlich war, gab der anwesende SS-Mann den „Gnadenschuß“. Dann wurden die Leichen verbrannt.

Am Tage nach den ersten Erschießungen hörten wir im Lager gegen Mittag einen Turmposten vom Industriehof rufen. Die Kleider der Erschossenen hatte man im Industriehof auf einen Haufen geworfen, sie sollten später abgeholt werden. Jetzt war dem Posten eine verdächtige Bewegung unter diesen Kleidern aufgefallen. Einer der Gefangenen war nicht tödlich getroffen worden. Er hatte die Nacht und den ganzen Vormittag über im Leichenhaufen gelegen und versuchte nun, sich unter den Kleidern zu verstekken. Nachdem der Turmposten ihn entdeckt hatte, machte er SS-Hauptscharführer Knittler darauf aufmerksam, der dann den Gefangenen erschoß. Das alles geschah vor den Augen zahlreicher Häftlinge, die in der Nähe arbeiteten.

„Köbes“, der dritte Lagerälteste, und ich hatten uns eines Sonntags aus der „Schatzkammer“ des SS-Oberführers Lörtz ein Fernrohr besorgen können. Wir wollten damit die Vorgänge in oder an der Erschießungsanlage beobachten, und zwar durch den Entlüftungsaufbau der Häftlingsbekleidungskammer. Beim erstenmal mußten wir den Versuch abbrechen, nachdem wir von Häftlingen, die sich vor ihren Blocks aufhielten, bemerkt worden waren. Das gab einen ziemlichen Wirbel, aber wir konnten uns herauswinden. Auch das zweite Mal, kurz vor dem Abklingeln, konnten wir nichts Besonderes sehen, und zwar nicht nur wegen der Dunkelheit, sondern weil offensichtlich außerhalb der Gebäude nichts geschah, was in unserem Blickfeld

lag. So war das, was wir unter großer Gefahr unternommen hatten, ein Fehlschlag gewesen. Wir hatten aber Pistolenschüsse gehört, vermutlich die Fangschüsse für die Gefangenen, die noch Lebenszeichen von sich gegeben hatten. An diesem Abend zählten wir 28 Schüsse.

Die Häftlinge, die von der Lagerführung zur Arbeit in der Genickschußanlage und im Krematorium herangezogen wurden, waren isoliert von uns im Zellenbau untergebracht worden. Die SS tat alles, um Einzelheiten zu verheimlichen, aber von der Genickschußanlage wußten wir durch Häftlinge, die im Baubüro und beim Aufbau dieser Anlage beschäftigt gewesen waren.

rend des Krieges vertrat, mitgeteilt. Es gab keine Soldatengräber, kein Massengrab; es gab nicht einmal eine Stelle, wo die Asche der Ermordeten zu vermuten war. Was von den sowjetischen Kriegsgefangenen blieb, war ihre Erkennungsmarke. Sie wurde mit der Bekleidung abgelegt, blieb zwischen den Kleidern liegen, kam in den Müll oder auch ins Feuer. Diese kleine Metallmarke war das letzte Zeugnis, das Auskunft darüber gab, daß ein Mensch auf der Welt gewesen war.

Aus dieser Überlegung heraus begann ich jede Erkennungsmarke, die mir in die Hände fiel, aufzubewahren. Mit der Zeit beteiligten sich immer mehr Häftlinge daran,

gut der Hälfte aller ums Leben gekommenen sowjetischen Kriegsgefangenen handeln. Nach 1945 wurde bekannt, daß im Herbst 1941 insgesamt 18 000 sowjetische Kriegsgefangene umkamen, davon in der Genickschußanlage allein 13 000.

Inzwischen sammelten wir Familienbilder und Personaldokumente der Ermordeten, soweit sie noch welche bei sich hatten und wir ihrer habhaft werden konnten. Fritz Börner, der im Krankenbau als Masseur arbeitete, war von Beruf Klempner. Er fertigte Blechkästen an, die dann mit diesen Dokumenten und Fotos vergraben wurden. Leider aber ist alles verlorengegangen.

Orden für die Mörder

Auf 18 000 sowjetische Kriegsgefangene wartete im KZ der Tod.

In Sachsenhausen hatten nur wenige Gefangene die Möglichkeit, etwas über die Mordaktion zu erfahren. Das waren wir in der Häftlingsschreibstube und die im SS-Bereich bei der „Politischen Abteilung" arbeitenden Häftlinge, die gelegentlich mit den Kriegsgefangenen sogar in direkte Berührung kamen. Sprachbarrieren und die strenge Bewachung durch die SS erschwerten aber die Kontakte. Mit der Zeit wurden die SS-Leute zwar etwas gesprächiger, aber es blieb immer nur bei geringen Informationen.

Erkennungsmarken

Der Tod der sowjetischen Soldaten in Sachsenhausen wurde weder ihren Angehörigen noch dem Internationalen Roten Kreuz oder der schwedischen Regierung, die die Interessen der Sowjetunion wäh-

Erkennungsmarken, die sie irgendwo fanden, in der Häftlingsstube abzugeben. Wir stellten einen Behälter auf, in den die Marken hineingelegt wurden. Eines Tages kam Rapportführer Campe mit der Anweisung auf die Häftlingsschreibstube, daß die von uns gesammelten Erkennungsmarken der Kriegsgefangenen abzuliefern seien. Er sah sich die Marken an, trat gegen die Kiste und sagte vor sich hin: „Die machen die Buchführung und wir die Drecksarbeit!"

Kurz bevor die Erkennungsmarken abgeholt wurden, hatte ich sie gezählt, es waren 10 034 Stück. Wo diese Marken dann geblieben sind, konnten wir trotz aller Nachforschungen nicht erfahren. Die Zahl 10 034 sagt jedoch nichts über die Gesamtzahl der Ermordeten aus, denn auch nach Abschluß der Massenexekutionen wurden immer noch Erkennungsmarken gefunden. Nach unseren Schätzungen konnte es sich um die Marken von

Bei einem Gang durch das Lager sehe ich, wie der SS-Turmposten auf Turm G das Gewehr angelegt und auf einen mit Kriegsgefangenen belegten Block zielt. Ich gehe an dem Kriegsgefangenenblock vorbei und sehe, wie durch ein Loch in der Fensterscheibe eine Hand hervorkommt, sich wieder zurückzieht und wie sich dieser Vorgang wiederholt. Als ich näherkomme, bemerke ich, was hier vorgeht. Das vom Dach laufende Regenwasser hatte eine Rinne entlang der Baracke ausgespült, in der sich etwas Wasser sammelte. Ein sowjetischer Kriegsgefangener versuchte nun, mit einem Wehrmachtsbecher, den er an einem Bindfaden hatte, von diesem Wasser etwas zu schöpfen. Ob er nun den Posten mit dem angelegten Gewehr sah oder ob er den Becher instinktiv immer wieder zurückzog, weiß ich nicht. Als die Hand aber wieder einmal zum Vorschein kommt, tippe ich sie an und sage laut: „Njet!" Die Hand wird blitzschnell zurückgezogen. Hinter dem Fenster ist alles still. Ich sage noch einmal laut: „Njet! Verboten! Posten schießt!"

Ein Zug des Grauens

Ende Oktober/Anfang November erfahren wir in der Schreibstube, daß ein neuer Transport sowjetischer Kriegsgefangener angekündigt ist. Der Abendappell wird in großer Eile abgewickelt. Der Rapportführer verhängt Blocksperre; das bedeutet, kein Häftling darf den Appellplatz betreten, damit niemand den Transport sehen und beobachten kann. Wir haben den Eindruck, daß die Blockführer unter Alkohol stehen. Lärmend ziehen sie zum Bahnhof. Die Luft ist also rein, und wir lockern die Sperre auf eigene Faust, da von dem Transport noch nichts zu hören ist. Da brüllt der Rapportführer nach mir und schreit mich an, er werde auf jeden schießen lassen, der sich jetzt noch auf dem Appellplatz sehen lasse. Ich würde sowieso erschossen, weil alles, was ich täte, Meuterei sei. Es herrscht eine gespannte, nervöse Atmosphäre, so daß ich vor der Schreibstube stehenbleibe, um bei Komplikationen gleich da-zu sein.

Wir haben ein ausgesprochenes Sauwetter. Der Sturm fegt zwischen den Baracken, Schneeregen peitscht nieder. Es scheint uns eine Ewigkeit, bis wir etwas von dem Transport bemerken, aber jetzt sind aus der Ferne Schüsse zu hören. Begleitet vom Gejohle der SS, kommen die Gefangenenkolonnen näher. Endlich hat der Zug das Lager erreicht. Oft habe ich beim Eintreffen dieser Todgeweihten gedacht, schlimmer könne es nicht werden. Was sich aber an diesem Abend durch das Tor schleppt, zerlumpt, die meisten barfuß und ohne Kopfbedeckung, sich mit letzter Kraft an einem Kameraden klammernd, der selbst kaum noch gehen kann, übertrifft alle Vorstellungen. Am Ende des Zuges fahren drei Lastwagen mit Toten und Kranken. Die Wagen biegen zum Krankenbau ab, und dort wird die menschliche Ladung einfach über die Bordwand geworfen. Tote und Kranke bleiben die ganze Nacht hindurch liegen. Am nächsten Morgen werden über 100 Leichen ins Krematorium gefahren.

Die in Sachsenhausen an der Mordaktion beteiligten SS-Führer erhielten zusätzliche Zigaretten- und Alkoholzuteilungen, auch ein besonderes warmes Essen. Hatte einer eine bestimmte Anzahl sowjetischer Kriegsgefangener erschossen, so bekam er einen Orden: das Kriegsverdienstkreuz. SS-Oberscharführer Schubert genierte sich nicht, auf dem Appellplatz im Kreis seiner SS-Leute vor zahlreichen Häftlingen zu prahlen: „Heute hole ich mir ‚das da'!" Dabei zeigte er auf die Stelle, an der das Kreuz getragen wurde. Das sollte heißen, er werde heute so viele Menschen erschießen, wie ihm noch für den Erwerb des Kriegsverdienstkreuzes fehlten.

Der Massenmord an den sowjetischen Kriegsgefangenen endete erst mit der Verhängung der Lagerquarantäne am 16. November 1941.

Mit freundlicher Genehmigung des Dietz Verlages Berlin

Im nächsten Heft:
Das Zahnopfer

Foto: FW/Archiv

11

ZEUGENVERNEHMUNG

**Eine FREIE WELT-Serie:
zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen,
Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949**

„Ich habe zwei Vorstellungen. Die erste ist die Isolierung Preußens vom übrigen Deutschland, die zweite die Abtrennung der süddeutschen Provinzen Bayern, Baden, Württemberg einschließlich der Pfalz ... Die Südprovinzen könnte man leicht ... in eine Donauföderation eingliedern."

Englands Premierminister Winston Churchill auf der Konferenz von Teheran, Dezember 1943

„Preußen müßte der erste selbständige Teil Deutschlands sein. Teil zwei sollte Hannover und die nordwestlichen Gebiete Deutschlands, Teil drei — Sachsen und das Gebiet um Leipzig, Teil vier — die Provinz Hessen (Darmstadt, Kassel) und die Gebiete südlich des Rheins sowie die alten westfälischen Städte, Teil fünf — Bayern, Baden und Württemberg umfassen. Jeder dieser Teile würde einen unabhängigen Staat darstellen."

USA-Präsident Franklin D. Roosevelt auf der Konferenz von Teheran, Dezember 1943

Die offene Frage

Das Ende aller Reichsherrlichkeit im Mai 1945: an Vorschlägen, geboren aus echter Sorge oder verborgenen Hintergedanken, fehlte es nicht, aber niemand wußte damals, ob die Deutschen künftig in einem, in zwei, vier oder fünf Staaten leben würden.

Drüben, so hört man, singen sie jetzt wieder: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt, von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt. Der Text betrifft, um nur von der Geographie zu reden, Frankreich, Belgien, Holland, die UdSSR, Italien und Dänemark. Offensichtlich handelt es sich nicht um die Grenzen von 1937. Von denen und von Spaltung und von Wiedervereinigung werden wir in den kommenden Monaten, wenn die Bundesrepublik ihren vierzigsten Geburtstag feiert, die bekannte Litanei zu hören bekommen.

Den Sonntagsrednern sei zunächst empfohlen nachzulesen, was die damaligen Wortführer ihrer „Schutzmächte", Roosevelt und Churchill, über die Zukunft Deutschlands dachten, als sich die „Großen Drei" Ende 1943 in Teheran trafen. In Jalta, zwölf Wochen vor dem absehbaren Kriegsende, beharrten sie auf der Zerstückelung Deutschlands. Stalin beteiligte sich weder in Teheran noch in Jalta an der Diskussion über die Varianten einer Aufteilung, widersprach allerdings seinen Bündnispartnern auch nicht. Später hat sich die UdSSR unmißverständlich für die Erhaltung der deutschen Einheit ausgesprochen. Im Potsdamer Abkommen vom Sommer 1945 kommt das Wort Aufteilung nicht mehr vor. Und es waren danach die deutschen Kommunisten, die, gemeinsam mit ihren Bundesgenossen aus anderen Parteien, alles Menschenmögliche getan haben, um die Spaltung zu verhindern. Der Versuchung, die Spaltung wieder einmal bejammern zu können, werden die politischen Enkel der Spalter, den historischen Tatsachen zum Trotz, nicht widerstehen können. Aber sie sollten sich vielleicht erinnern, daß die deutsche Landkarte nach 1648 einem Flickenteppich ähnelte; daß Deutsche für und gegen Napoleon kämpften, also auch gegeneinander, die Völkerschlacht bei Leipzig nicht ausgenommen; daß Bismarcks Reichsgründung keineswegs nur Jubel, sondern auch Unbehagen auslöste, und sollten also, wenn ihnen schon der Sinn für historische Prozesse fehlt, wenigstens aufhören, die Teilung des untergegangenen Reiches mit vibrierender Stimme als die größte Ungeheuerlichkeit der deutschen Geschichte zu beklagen und so zu tun, als hätten die Deutschen vor 1949 tausend Jahre einträchtig in einem Staat gelebt. Die größte Katastrophe der deutschen Geschichte war der Faschismus. Ohne dessen Krieg lebten die Deutschen wahrscheinlich heute noch in den Grenzen von 1937.

Die Singerei von Maas und Memel, Etsch und Belt – wie es einmal war, vor 1945, vor 1933, vor 1918, so wird es nie wieder sein. Die Frage, ob es zwei deutsche Staaten geben soll, ist beantwortet. Es gibt sie. Offen ist nur eine deutsche Frage: ob die Bundesrepublik guten Willens und fähig ist, friedfertig mit der anderen Seite umzugehen.

Jürgen Jessel

Foto: Archiv

Anstöße im 3. Stock

Ilja Ehrenburg über Marina Zwetajewa:

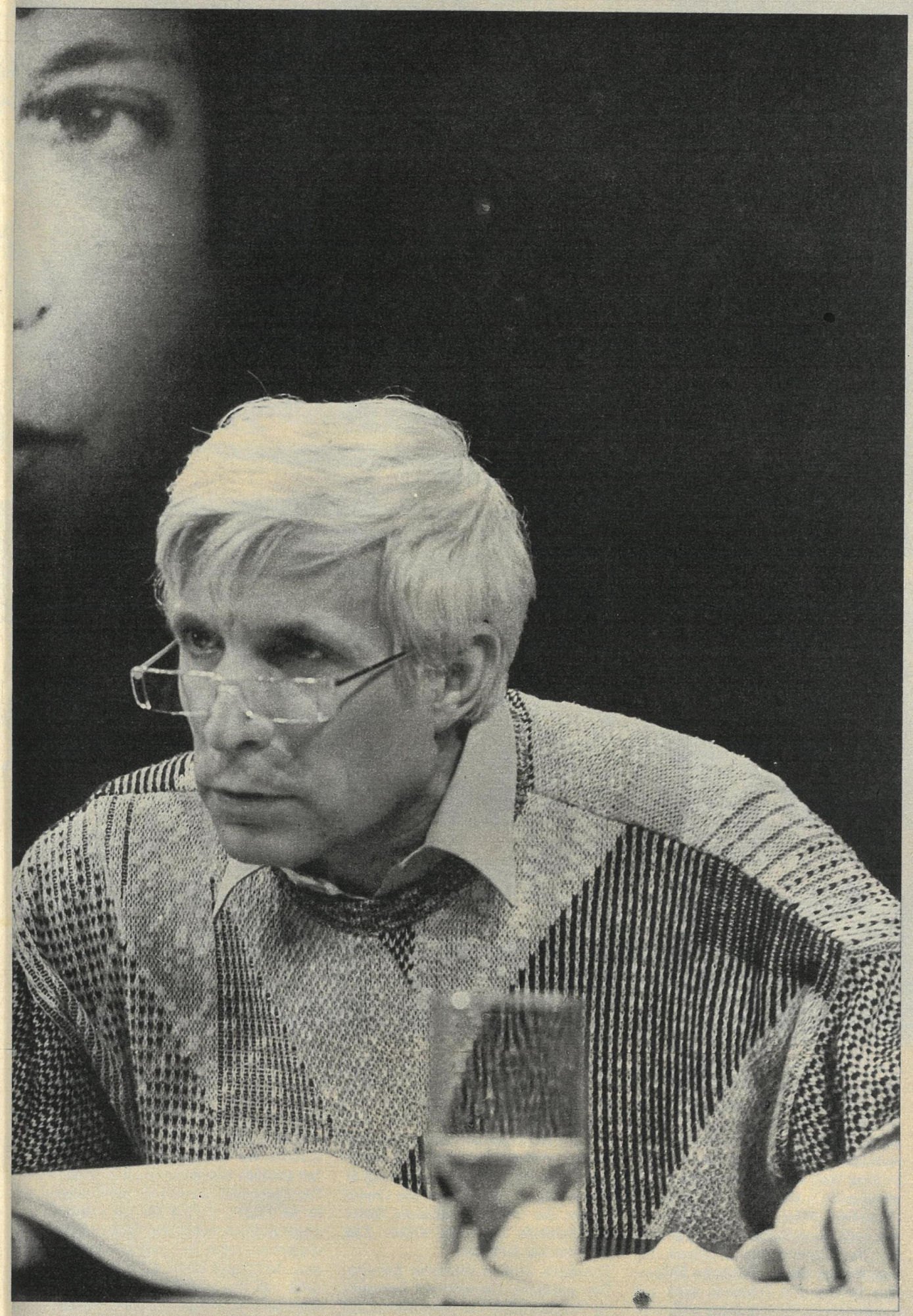
„Sie war grande dame und Dorfjunge in einem…
Ich habe viele Dichter kennengelernt, ich weiß, wie schwer sie ihre Leidenschaft für die Kunst erkauften. Aber in meiner Erinnerung lebt keine tragischere Gestalt als Marina. Alles in ihrem Leben war unsicher, trügerisch; ihre politischen Überzeugungen, ihre Urteile, ihre persönlichen Dramen, alles, nur die Poesie nicht. Wenige sind geblieben, die sie kannten, doch ihre Dichtung dringt nun langsam in die Welt."

1965

Das Theaterchen unterm Dach der Berliner Volksbühne ist schon lange eine gute Adresse, die achtzig mäßig bequemen Stühle sind meistens besetzt. „Gelesen" – neu im Repertoire – gilt dem Wort, und „wiederentdeckt" werden da drei große russische Dichter, in deren Jugendjahren sich jene „10 Tage, die die Welt erschütterten" ereignet haben: Anna Achmatowa (1889–1966), Ossip Mandelstam (1891–1939), Marina Zwetajewa (1892–1941). Ihr ist der dritte Abend dieser Reihe gewidmet, gehört ebenso dem Schauspieler Winfried Wagner, der bewundernswert einfühlsam konzentriert Sprache und Musik ihrer Verse zum Klingen bringt. „Der Rattenfänger", zum ersten Mal deutsch gesprochen. Eine lyrische Satire. Darin nimmt die Zwetajewa das Motiv der deutschen Sage vom „Rattenfänger zu Hameln" für ihre dichterische Gestaltung auf. Flöte gleich Poesie, Rattenfänger gleich Dichter – was vermögen beide zu bewirken in der Welt, was kann Kunst verändern in der Gesellschaft, in dem Ort „Hammeln", wie sie ihn nennt. Ungebärdig, mit „ihrer Stimme, die auf Wahrheit brennt", ficht sie gegen bourgeoise Sattheit, phantasielose Spießer, bornierte Behinderer… bleibt selbst jedoch in tragischem Zwiespalt, steht der Oktoberrevolution fern, verließ das Land. Den „Rattenfänger", Heinrich Heine zugedacht, beginnt die Zwetajewa 1923 in Prag zu schreiben, beendet ihn 1925 in Paris. Dort erlebt sie Enttäuschung, Einsamkeit, materielle Not, wird fremd unter den weißen Emigranten, deren Haß auf das neue Rußland sie nicht teilt. Heimweh und schließlich die schmerzende Erkenntnis: Alle Kraft ist dort. Im Lande Majakowskis. Das republikanische Spanien wird ihr nahe, ihre Gedichte über die von den Faschisten okkupierte Tschechoslowakei sind traurig und zornig. Kurz vor dem Überfall Hitlerdeutschlands kehrt Marina Zwetajewa in ihre sowjetische Heimat zurück. Aber die Kraft war verbraucht. 1941 setzt sie ihrem Leben ein Ende. Geblieben ist uns ihr Wort. Es will gelesen sein. *Ursula Weil*

Den Schauspieler Winfried Wagner fotografierte Adelheid Beyer

Ausgewählte Werke – Lyrik, Prosa, Briefe –, herausgegeben von Edel Mirowa-Florin, erscheinen jetzt im Verlag Volk und Welt Berlin.



Für meine Verse, die,
so früh geschrieben,
Daß ich nicht wußte,
ich sei gar Poet,
Entsprungen sind, wie
Brunnenspritzer stieben,
Raketen Funken drehn,

Erklungen sind; wie
kleine Teufel schlugen
Sich in des Tempels
Traum und Weihrauch sie,
Für meine Verse, Klang
von Tod und Jugend, –
Und niemand las sie je –,

Die in der Läden Staub
verloren scheinen
(Wo niemand sie gekauft
hat, niemand kauft),
Für meine Verse
wie für alte Weine
Kommt noch die
Zeit herauf.

Mai 1913
Koktebel

Aus einem ihrer letzten Briefe:
„... allein darauf kommt es an, daß wir lieben, daß unser Herz schlägt, selbst wenn es dabei in Stücke zerspringt! Ich bin immer in Stücke zersprungen, und alle meine Gedichte sind eben jene silbernen Herzsplitter."

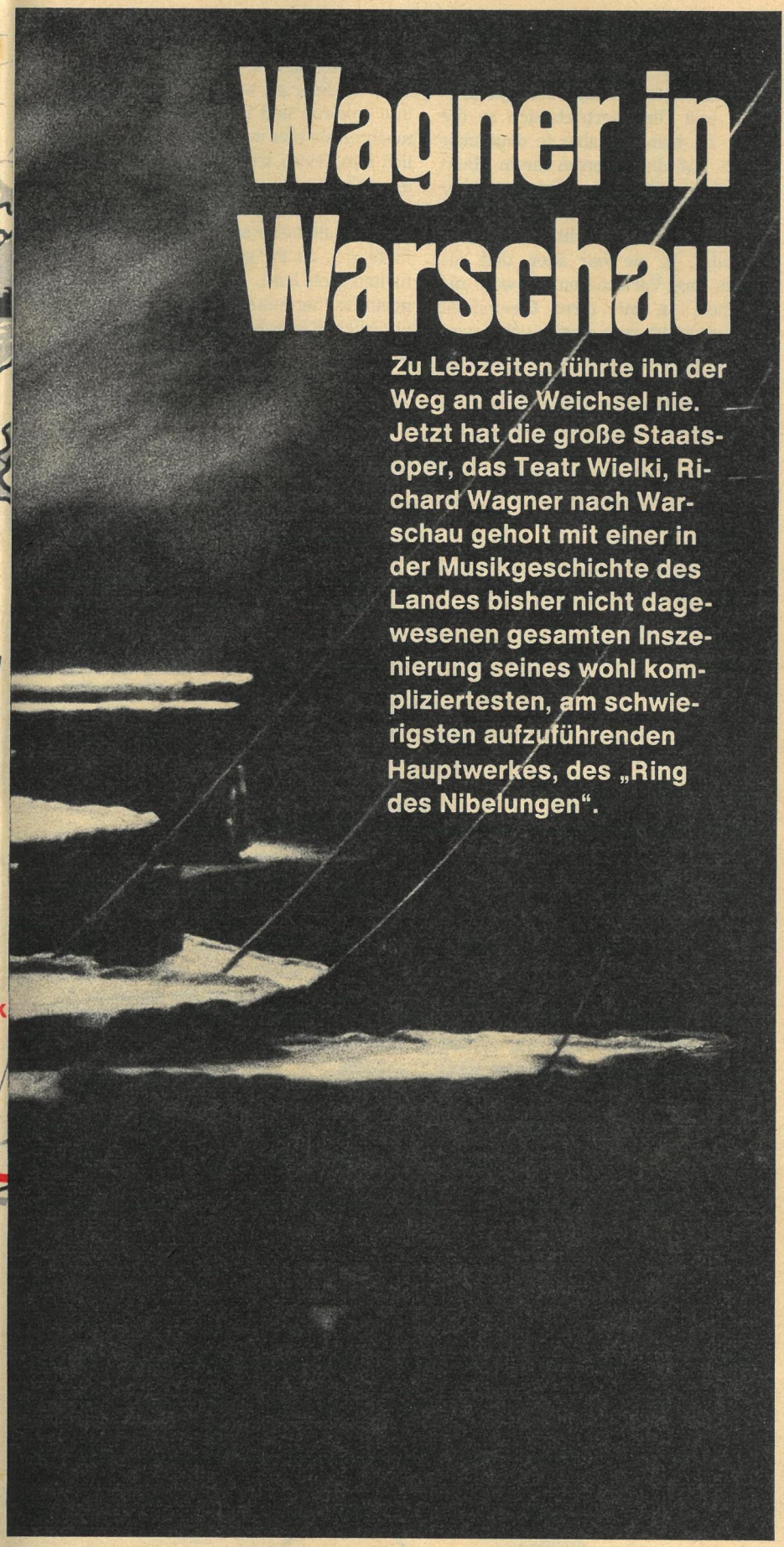
1941

Ein großes Ereignis, ein künstlerischer Prüfstein, dem sich wegen des hohen Anspruchs, der herausfordernden Ensemblebesetzung und nicht zuletzt der enormen Kosten wegen die großen Musiktheater nur selten stellen. Mit dieser in Polen beispiellosen Aufführungsfolge von „Rheingold", „Walküre", „Siegfried", „Götterdämmerung" inmitten der alljährlich stattfindenden „Festtage des Teatr Wielki" blendet sich die Warschauer Bühne ins internationale Operngeschehen ein. Ihr Initiator und Dirigent, Robert Satanowski, Generalintendant und Generalmusikdirektor des Hauses – im zweiten Weltkrieg Partisanenoberst, in Mutproben also erfahren – hat sich als Siebzigjähriger mit der „Ring"-Inszenierung einen Lebenswunsch erfüllt. Sein Bestreben: die räumlich größte Opernbühne der Welt zu einer Welt-Bühne zu machen, ihr internationale Ausstrahlung einzuspielen. „Wagners ‚Nibelungen' aufzuführen, war mein persönlicher Traum", gesteht er. „Und wenn Sie nach unseren Beweggründen fragen: Polnische Philosophie besteht aus Träumen, auch aus Angstträumen. Fünfzig Jahre nach dem Krieg soll man unter das Böse und Tragische in der Geschichte einen Schlußstrich machen, aber nicht vergessen. Vor diesem Hintergrund muß man unsere Inszenierung sehen. Nicht nur, weil die Tetralogie auf einer polnischen Bühne, vielleicht im gesamten slawischen Bereich, noch nie vollständig in Szene ging, vor allem aber des Credos wegen, das unsere suggestiven Bilder und Symbole vermitteln wollen: ‚Das Schwert war fehlgetan!'"

Gesungen wird in deutscher Sprache. Der polnische Opernfreund bekommt im Programmheft für jeden Abend ein sorgfältig übersetztes zweisprachiges Textbüchlein an die Hand. Satanowski will mit seiner „Ring"-Aufführung die Wagner-Pflege in Polen neu beleben. Lange Zeit nach dem zweiten Weltkrieg war sie – Folge des faschistischen Mißbrauchs der nordischen Mythologie – fast gänzlich zum Stillstand gekommen. Der Opernchef nimmt sich dabei selbst in die Pflicht: Er hat für die komplizierte Aufgabe eigens ein Sprachstudio eingerichtet, das den polnischen Sängern die Chance bietet, die fremde Phonetik und den ungewohnten Stabreim-Rhythmus zu erarbeiten. Und als Orchesterchef hat er versucht, jenen spezi-

Wagner in Warschau

Zu Lebzeiten führte ihn der Weg an die Weichsel nie. Jetzt hat die große Staatsoper, das Teatr Wielki, Richard Wagner nach Warschau geholt mit einer in der Musikgeschichte des Landes bisher nicht dagewesenen gesamten Inszenierung seines wohl kompliziertesten, am schwierigsten aufzuführenden Hauptwerkes, des „Ring des Nibelungen".



fischen Wagner-Klang, die sinfonische Pracht der instrumentalen Farben herauszubilden. Und es gelingt, als gehörte Wagner in Warschau zum täglichen Brot.

Dem Fehlen an Wagner-Sängern mußte er allerdings durch ein international zusammengesetztes Star-Ensemble abhelfen, mit Sängern aus Österreich, den USA, der Sowjetunion, aus Großbritannien und der BRD. Für die künftigen Aufführungen gänzlich mit eigenen Kräften schlägt erst noch die Stunde.

Frei von pathetischer Attitüde hält Dirigent Satanowski den musikalischen Riesenapparat zusammen. Seine Interpretation, eine Verbindung des Sinfonischen mit dem Kammermusikalischen, bringt die Leitmotive des Musikdramas zu schöner Geltung, hebt jene feinen Spuren hervor, die Wagners tiefe Kenntnis der Musik des Polen Chopin offenbart, wie in der Eingangsszene zu „Götterdämmerung", wenn Satanowski die Grandezza des Polonaise-Rhythmus zelebriert, mit dem Wagner den Gibichungen-Sproß Gunther charakterisiert.

Und an den Pulten im Orchestergraben ein Bemühen um jede Nuance. Dem mit Bläsern verstärkten Orchester, das die Hauptlast des musikalischen Kraftaktes trägt, gelingt eine erstaunliche Annäherung an das Wagnersche Ideal, es erklingt das lyrisch Ausdrucksstarke so plastisch wie die wilde Schärfe der Partitur.

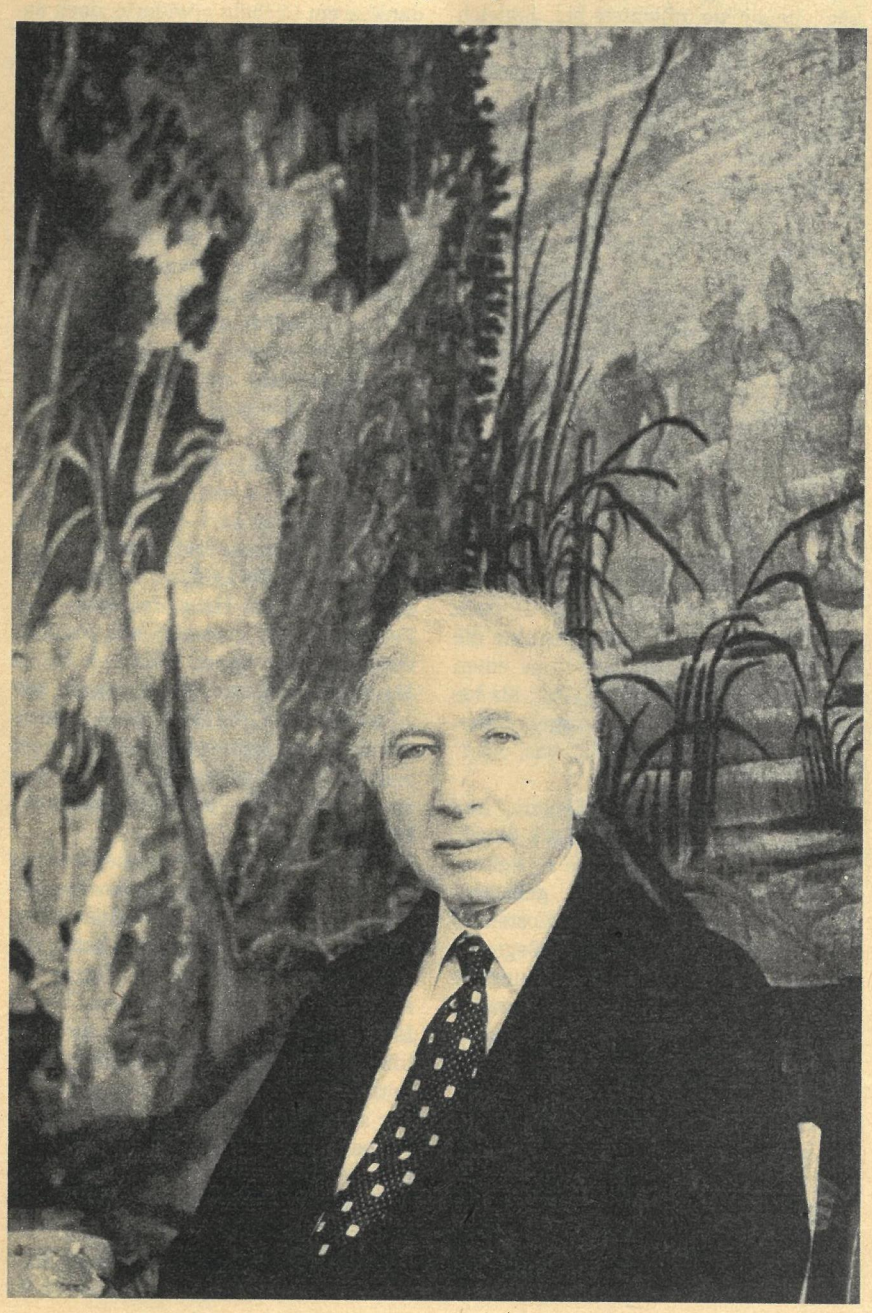
Wagner „original" oder im Kontext zur Gegenwart – das war hier die Frage. Die Warschauer Konzeption interpretiert das deutsche Opus selbstverständlich nicht als Germanenspektakel. Sie bietet in rund siebzehn bildhaft aufgeblätterten Stunden – szenische Einrichtung Opernintendant August Everding, München – eine auf Einfachheit setzende Erzählung aus ferner Sagenwelt. Eine Familientragödie, in der durch Besitzgier, Liebe, Verrat und skrupellosen Herrschaftsanspruch eine Kette von Katastrophen ausgelöst wird: göttlich-menschliche Konflikte, überschaubar, nacherlebbar. Zum Höhepunkt szenischer Gestaltung wird in „Götterdämmerung" der apokalyptische Untergang der Götterburg Walhall, Inbegriff von Unrecht und Machtwahn. Aus ihren Trümmern steigt eine andere, die Hoffnungen der Menschheit tragende neue Welt hervor...

Das sinnliche Spiel des Lichtes und der Farben, die raffinierten Verwandlungen auf offener Szene, die Bühnenbilder – ein mannigfach abgewandeltes Symbol der Erdkugel suggeriert das Riesenabbild eines faulen Apfels in „Rheingold" bis hin zum Hoffnungsbild von einem lebensträchtigen Planeten in „Götterdämmerung" – nutzen die magische Vorstellungskraft des Zuschauers und meiden jede neoromantische „Soße".

Die Kühnheit, in Polen heute Richard Wagners „Ring" zu präsentieren, wirft naturgemäß Fragen auf – nicht zu allerletzt die der Kosten – vor allem aber unerschrocken etwas ab: die Bürde der Vergangenheit. Die Faszination von Wagners Kunstwerk, sein später Triumph in Warschau ist nicht ausgeblieben. Auch nicht der Erfolg für Robert Satanowski, der mit dieser wohl größten Leistung seiner Dirigentenlaufbahn in die Annalen der polnischen Musikgeschichte eingeht.

Ingeburg Kretzschmar (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

In siebzehn bildhaft aufgeblätterten Stunden war Wagners „Ring des Nibelungen" zu erleben (Szene aus „Walküre" links).
In Mutproben erfahren, Robert Satanowski, Dirigent und Generalintendant des „Teatr Wielki" (unten).



Ruslan Kirejew

Der Geburtstag

Der Autor unserer Geschichte ist in der DDR kein Unbekannter. Mit seinem 1985 im Verlag Neues Leben erschienenen Roman „Ein Mann von Format" profilierte sich Kirejew als kritischer Beobachter seiner Zeit und Gesellschaft, was er in weiteren Prosaarbeiten fortsetzt. Ruslan Kirejew wurde am 25. 12. 1941 in Kokand in Usbekistan geboren, ist aber Russe. Der gelernte Schlosser schloß 1967 sein Studium am Maxim-Gorki-Literaturinstitut in Moskau mit Erfolg ab, debütierte aber schon 1965 mit beachtenswerten Erzählungen. Die 1973 entstandene hier veröffentlichte Geschichte entnahmen wir dem 2. Band einer Anthologie Russischer Erzählungen aus sieben Jahrzehnten, die gegenwärtig der Verlag Volk und Welt vorbereitet. Die deutsche Übertragung besorgte Alfred Frank.

So weit, hatte sie insgeheim gehofft, würde die Dreistigkeit dieser Frau doch wohl nicht gehen, daß sie heute zu ihr kam. Doch Maija war gekommen. Und wenn wenigstens ihrem Gesicht so etwas wie Verlegenheit anzumerken gewesen wäre! Ihre Augen leuchteten. Auf Oleg fiel ihr Blick nicht häufiger als auf die anderen Gäste – nein, häufiger nicht! –, und dennoch gab es Tamara jedesmal einen Stich, wenn diese Frau ihren Mann ansah.

Energisch warf sie die Haare zurück. Lächelte, nickte, pflichtete bei, obgleich sie nicht immer verstand, worum es ging. Als gastfreundliche Hausfrau empfahl sie mit sanfter Stimme bald diesen, bald jenen. Kurz gesagt, sie verhielt sich so, wie es ihr als Urheberin der Festlichkeit zukam.

Natürlich erkundigte sich keiner, wie alt sie geworden sei, und das nicht einfach aus Galanterie. Alle wußten sehr wohl, daß sie älter war als Oleg. Wennschon. Sie hatte eine großartige Familie – Mann, Sohn, sie hatten sich am Meer prächtig erholt, sie war braungebrannt zurückgekommen, hatte ein wenig zugenommen und sah fabelhaft aus. Kostenka Makarow spielte den Verblüfften, als er sie sah, stand offenen Mundes da und bewegte aus Ulk lautlos die Lippen, als hätte ihm ihre Schönheit die Sprache verschlagen, und obschon es ein Spaß war, ein Spiel, tat es doch wohl, sie wurde rot, und als sie ihm die Blumen abnahm, gab sie ihm einen Schmatz auf die Wange. Er tat, als bekäme er keine Luft, die Augen traten ihm aus den Höhlen. „Was, was, was?" gackerte er.

„Na eben das", sagte Tamara und rauschte in ihrem weißen Rock davon, um die Blumen in eine Vase zu stellen.

Hatte Maija nicht ironisch gelächelt. Über wen? Über sie? Über Kostenka? Über seinen übertriebenen Begeisterungsausbruch – die Begeisterung eines Mannes, der von Frauen herzlich wenig verstand? Verstünde er mehr, hätte er dann Njura geheiratet, diese fette Glucke (er gackert ja schon selber, fiel ihr ein)?

Sie mochte Njura auch nicht. Es war eine Qual mit ihr, mit Kostenkas Frau. Warum eigentlich? Alles, worüber sie sprach – Haushalt, Kinder (sie und Kostja hatten zwei bezaubernde kleine Töchter) –, war auch für Tamara womöglich das Wichtigste auf der Welt. Was hätte sie anfangen sollen ohne Oleg und Jegorka? Gar nicht auszudenken. Wieso fühlte sie denn aber solche Langeweile, nichts als Langeweile... Sie war doch nicht etwa auch so? Nicht ganz, aber so ähnlich – in Maijas Augen zum Beispiel. Es war ja wohl kein Zufall, daß Njura zu ihr besonderes Vertrauen hatte und sich so freimütig mit ihr unterhielt, wie sie es mit keiner Frau in der Runde sonst tat. Heute hatte sie die Rede auf den Kindergarten gebracht, auf irgendwelche Farben, die die Eltern besorgen sollten – Tamara berührte, um Entschuldigung bittend, ihre heiße dicke Hand und fragte laut, daß alle es hören konnten, ob es nicht Zeit sei, wieder die Gläser zu füllen. Scherzhaft hielt sie Oleg seine Unaufmerksamkeit vor – schöner Hausherr! Er stand eilig auf, Maija saß still und gelassen da, als wisse sie etwas, wovon sonst niemand eine Ahnung hatte. Sollte sie ruhig! Tamara schob Oleg ihr Glas hin. Heute war ihr Tag, und sie wollte sich amüsieren, Wein trinken (kein Gedanke an all diese Herzklappen!), singen, wenn man sie darum bat, und darum bitten würde man sie ganz bestimmt.

Von allen Seiten wurden ihr Gläser entgegengestreckt, von allen Seiten allerlei schöne Worte gesprochen, die sie mit dankbarem Lächeln erwiderte, doch dabei entging ihr nicht, daß sich Olegs und Maijas Gläser nicht berührten. Sie bewegten sich nahe beieinander, stießen mit anderen Gläsern an, dann entfernten sie sich wieder. Bevor beide tranken, wechselten sie allerdings einen Blick. Der Glanz von Maijas Augen erlosch wie bei einem Spiegel, den man anhaucht. Tamara blickte rasch weg.

Kostenka sah sie an, sagte lächelnd etwas. Lächelnd! Hatte er etwas gemerkt? Hatten die anderen etwas gemerkt?

„Oleg!" rief sie selbstbewußt – hier hatte sie das Sagen. „Ist es nicht Zeit für die Musik?"

Er drehte ihr langsam sein schönes junges Gesicht zu – mein Gott, wie schön und wie jung er war! –, überlegte kurz, zuckte die Achseln und erhob sich lustlos. Sie störte die beiden... Aber es war doch ihr Tag, ihr Haus, das waren ihre Freunde – die gemeinsamen Freunde ihrer Familie. Wenn zwischen ihrem Mann und dieser Frau etwas war (scheußlicher Gedanke!), dann brauchten sie es wenigstens heute nicht zu zeigen! Sie hätte doch die Einladung unter einem passenden Vorwand ausschlagen können!

Nein, das konnte sie nicht, ebensowenig wie Tamara sie übergehen konnte, obgleich sie schon dort in Gulgan allerhand geahnt und geargwöhnt hatte. Geargwöhnt, ja, aber keinen Finger gerührt, um die beiden zu hindern. Wozu? Mochten sie ruhig bis hinter die Boje hinausschwimmen, sie konnte nicht mithalten, und das war gut so, die Rolle der störenden Dritten, der wachsamen Aufpasserin, der schwimmenden Hüterin ihres ehelichen Horts widerstrebte ihr. Mochten sie in der Vormittagshitze ruhig zu zweit zum Strand gehen – sie mit ihrem Herzen vertrug solche Glut nicht, hatte auch gar keine Zeit: sie mußte Jegorka füttern und schlafen legen. Mochten sie abends ins Kurhaus tanzen gehen – sie schickte sie selbst fort: Allein konnte Maija nicht gut hingehen und Oleg vertrieb sich so die Zeit... Zu komisch, aber je deutlicher sie sah, daß diese Person ihrem Mann nicht gleichgültig war, desto sorgloser und kühner trieb sie die beiden einander zu. Ja, sie hatte nicht mit siebzehn geheiratet, ja, sie war älter, und das würden ihre Verwandten ihr wohl nie verzeihen, ja, mit ihrer Gesundheit stand es nicht zum besten, aber wer hatte gesagt, daß sie sich mit beiden Händen an ihren Mann klammern, ihn im Würgegriff halten müßte? Er war ein freier Mensch und konnte gehen, reden oder baden, mit wem es ihm beliebte.

Die Musik setzte ein, Oleg nahm Platz und zündete sich mit Maija eine Zigarette an.

„Stören wir auch nicht mit unserem Gequalme?" fragte Maija sie über den Tisch hinweg. Sie fragte, ohne die Stimme zu heben, sie mußte wohl sicher sein, von der Hausfrau nicht überhört zu werden, die haschte nach jedem Wort von ihr, ließ sie nicht aus den Augen. Tamara wandte sich ihrem Neffen zu – dem einzigen Minderjährigen unter ihren Gästen – und erkundigte sich fürsorglich, was sie ihm noch auflegen könne.

Die anderen rauchten jetzt auch. Wäre Jegorka dagewesen, dann hätten sie es nicht getan, wenn er da war, gingen Oleg und auch die Gäste auf den Balkon oder auf den Treppenabsatz. Sie hätten ihn nicht der Oma überlassen sollen.

Das Telefon stand in der Diele. Tamara schloß die Tür und wählte die Nummer. Ihre Mutter hob ab. Alles war in Ordnung, Jegorka war ganz aus dem Häuschen vor Freude, daß ihn die Oma vom Kindergarten abgeholt hatte. Das war ja klar.

„Nein, Mama hat keine Zeit, sie hat Besuch", hörte Tamara und sagte:

„Schon gut, laß ihn."

Im gleichen Moment – er hatte ihr den Hörer aus der Hand gerissen, der kleine Schlingel – erklang seine ungeduldige Stimme. Wieviel Neuigkeiten sich den Tag über angesammelt hatten! Tamara schloß beglückt die Augen. Irgendwo an einem ungestörten Fleckchen müßten sie jetzt sein, sie und Jegorka, wo sie ihm zuhören und ihn ansehen könnte, mochten sie hier inzwischen ruhig fröhlich sein, feiern, trinken und qualmen – ohne sie.

Als sie ins Zimmer zurückkam, tanzten alle, nur sie beide saßen am Tisch – er hatte sich zu ihr gesetzt – und unterhielten sich leise. Außerdem noch ihr gelangweilter minderjähriger Neffe und natürlich Kostenkas Njura. Geschäftig trat Tamara an den Tisch, stellte etwas um, leerte die Sülzschüssel.

„Soll ich dir helfen?" fragte Maija in engelsgleichem Ton.

„Danke, schon erledigt."

Maija seufzte.

„Wir tauschen Erinnerungen ans Schwarze Meer aus. Wie schnell doch die Zeit vergeht!"

„Ja", bestätigte Tamara. „Jetzt bin ich schon fünfunddreißig."

Maija riß heuchlerisch die Augen auf.

„Im Ernst? Ich hätte dich wesentlich jünger geschätzt. Irgendwie habe ich nie darüber nachgedacht, wie alt du bist."

Du lügst! entschied Tamara. Du lügst nur.

„Wie alt du bist, weiß ich dafür. Vierundzwanzig. Im März geworden."

Maija lachte.

„Ja sicher. Ihr habt da noch so geheimnisvoll getan – Geld gesammelt, von beiden Abteilungen!" Und zu Oleg gewandt: „Sie haben mir einen Teddy geschenkt. Weiß, wuschlig... süß!"

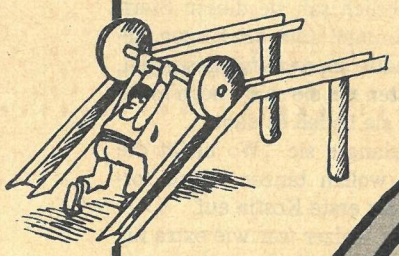
Frohlocken schwang in ihrer Stimme. Und nicht etwa wegen des Spielzeugs, das ihr die Kollegen gekauft hatten. Es war etwas anderes. Etwas ganz, ganz anderes.

Oleg regte sich nicht. Saß mit krummem Rücken da und regte sich nicht.
„Bist du wirklich fünfunddreißig?“ fragte Njura mit naiver Verwunderung. „Hätte ich nicht gedacht.“
Tamara gab keine Antwort. Mit der leeren Schüssel ging sie zur Küche, doch plötzlich wurde sie von Kostenka abgefangen. Er nahm ihr die Schüssel aus der Hand, stellte sie irgendwo ab und wirbelte los mit ihr, den Kopf zurückgeworfen und mit wohlgefälligem Blick.
„Du bist stark“, fiel ihr ein. „Du bist sehr stark, Tamara!“ Das Gesicht ins Kissen vergraben, hatte sie, von Weinkrämpfen geschüttelt, auf dem Bett gelegen. Oleg saß neben ihr und streichelte ihre bloßen Schultern. Nachts war es gewesen, gegen Morgen – es dämmerte schon, tags zuvor war sie aus der Klinik heimgekommen, wo ihr erstes Kind gestorben war, ehe es auf die Welt kam.
Wie schamlos dieses Weibsstück sie eben angesehen hatte! Wie konnte sie sich unterstehen! Wie nur!
Er hatte sich sehr verändert in letzter Zeit. Aufbrausend war er geworden, reizbar… Selbst bei Jegorka. Gestern hatte er die halbe Nacht rauchend in der dunklen Küche verbracht. Was ging in ihm vor?
Kaum verstummte die Musik, ließ Tamara Kostenka stehen und trat eilig auf den Balkon hinaus. Dunkelheit und Kühle umfingen sie. Schön… Ach, wie schön! Und ihre Augen waren trocken. Völlig trocken! Kluges Kind! lobte sie sich selbst. Bist ein richtig kluges Kind, die aber ist ein Miststück, ein Aas… Sie überschüttete sie mit Worten, die sie noch nie in den Mund genommen hatte. Noch nie! Sie hatte nicht einmal geahnt, daß sie solche Worte kannte.
Sie kannte sie trotzdem! Aber ja! Diese Frau war ihrem Mann wie eine Schlange in die Seele gekrochen, hatte ihm den Kopf verdreht, ihn betört. Schwer war das nicht – manchmal konnte er hilflos sein wie ein Kind. Zu komisch, wenn er, der große Kerl, die Milch auf dem Herd bewachte! Höchste Konzentration, die Lippen zusammengepreßt – und doch überlistete ihn die Milch, sie lief über, und er schrie, nach Lappen, Handtüchern und Servietten greifend, erschrocken um Hilfe.
Der Wind umfächelte ihr glühendes Gesicht. Nebenan war die Straße hell erleuchtet, hier auf dem Balkon aber wurde es plötzlich finster. Ob sie das Oberlicht gelöscht hatten? Um im Halbdunkel zu tanzen, oder saßen sie einfach beieinander, die Turteltäubchen? Tamaras Hände preßten das kühle Geländer. Sie wünschte Maija den Tod – auf der Stelle, für immer, und nie würde sie ihre schwarze Rachsucht bereuen.
Hinter ihr knarrte die Balkontür. Er, dachte sie, und alles in ihr spannte sich, aber es war Kostenkas Njura.
„Ein Qualm ist das“, klagte sie.
Jemand hatte die Musik lauter gemacht. Heulen, Dröhnen, eine kreischende Frauenstimme… Woher sie wohl diese Aufnahme hatten? Ob Maija sie womöglich mitgebracht hatte?
Das Metall faßte sich warm und glitschig an. Ein unbezähmbares Verlangen zu duschen, sich zu säubern überkam sie – sie war ja so schmutzig jetzt –, die anderen mochten tun, was ihnen beliebte. Offenbar hatte sie zuviel getrunken – es drehte sich ihr im Kopf. Oder kam das von dem Rauch?
„Sie haben das Licht ausgeknipst“, beschwerte sich Njura.
Jetzt stand sie dicht neben ihr, und das machte Tamara nervös.
„Was finden sie dabei, im Dunkeln zu tanzen?“
Tamara lachte auf.
„Und bei Licht?“
Am Himmel kam ein Stern hervor – der erste und vorläufig einzige.
„Dein Urlaub war sicher auch nicht das Rechte“, meinte Njura teilnahmsvoll.
„Ich kenne das von mir. Bei meinem Kostja ist das auch so…“
Tamara fiel ihr ins Wort.
„Ich habe mich wunderbar erholt. Wir hatten herrliches Wetter, im Wasser waren es zweiundzwanzig Grad. Komm“, sagte sie entschlossen, ließ die verwunderte Njura stehen und ging ins Zimmer.
Sie hatte richtig vermutet – Kostja hatte zur Gitarre gegriffen. Seine Finger glitten über die Saiten, er sah Tamara abwartend an.
„Nun?“ sagte er.
Sie lächelte und spürte selbst, wie schön ihr Lächeln wirkte.
„Still doch!“ rief Kostja herrisch.
Die Stille kehrte nicht gleich ein – hier wurde noch geflüstert, da klapperte noch eine Gabel, doch kaum stimmte sie ihr Lied an, verstummte alles.
„Leuchte, mein Stern, leucht immerdar,
leuchte, mein Stern, mir zugetan…“
Sie sah Kostja an, er sah sie an, mit verzückten Augen, aber das störte sie doch, und sie wandte den Blick ab. Wieder war sie allein, wie vor wenigen Augenblicken auf dem Balkon; selbst den Hauch des Windes spürte sie auf ihrem erhobenen Antlitz.
„Hell sinkt zur Erd' herab die Nacht,
Viel Sterne glühn am Himmelszelt,
Doch du allein bist's, der mich glücklich macht,
Beim Strahlen mir die Freud' erhält.“
Ach, wie deutlich sah sie diesen Stern am Abendhimmel! Alle schwiegen gebannt – so hatte sie noch nie gesungen, und dann baten sie, sie möge noch mehr singen, aber sie beließ es dabei.
„Musik!“ verlangte sie. „Wo bleibt die Musik? Wir wollen tanzen.“ Und forderte gleich als erste Kostja auf.
Der langsame Walzer war wie extra für sie ausgewählt. Kostja betrachtete sie unverwandt mit erstaunten Blicken, wie nur ein Mann eine Frau betrachten kann. Wie leicht sie war! Wie schmiegsam! Wie sie sich seinen behutsamen Armen anvertraute! Sie hatte gar nicht bemerkt, wie Oleg hinausgegangen war – Maija saß allein auf ihrem Platz und rauchte. Sie hatte ein häßliches Gesicht – klein und angemalt. Wie doch das Unheil diese Frau verfolgte. Der Mann hatte sie verlassen, die Mutter war gestorben… Damit nicht genug, hatte sie sich das Bein gebrochen und mußte den ganzen Winter an Krücken laufen. Jetzt hatte sie Feuer gefangen für ihren Oleg, aber das war ja hoffnungslos – würde Oleg vielleicht von ihr fortgehen? Und Tamara, in ihrem Glück, hatte so boshaft und ungerecht über sie gedacht. Eine garstige Anwandlung… Sie mußte wohl von dem Rauch gekommen sein, sie hatten das Zimmer gar zu sehr vollgequalmt.
„Entschuldige“, flüsterte sie Kostenka zu, der sie nicht losließ, obgleich die Musik verstummt war. „Ich geh die Suppe auftragen.“
Sie schenkte ihm noch ein Lächeln und schlüpfte aus dem Zimmer. 1973

Illustration:
Reiner Schwalme

HUMOR ★ Gewichtel-Männer

Vielleicht wirft sich niemand mehr Schwäche vor als



Leonid Fulschtinski

Die Beschwerde

Skworzow war frisch und verjüngt von der Kur zurückgekehrt. Besonders freute ihn, daß seine Nerven wieder gestärkt waren. Bei dem Gedanken, daß ihn nun nichts mehr so leicht aus der Ruhe bringen würde, lächelte er zufrieden vor sich hin.

Und so ging er in ein Feinkostgeschäft und kaufte 200 g Wurst. Die Verkäuferin wog die Wurst, wickelte sie ein und reichte sie Skworzow über den Ladentisch.

„Entschuldigen Sie, aber das sind keine zweihundert Gramm", wandte er ein. „Wieviel denn sonst?" fragte die Verkäuferin. „Na, eben keine zweihundert", antwortete Skworzow.

„Hier, gucken Sie doch", schrie sie ihn an und warf das Päckchen auf die Waage. Der Zeiger der Waage begann zu laufen, hielt aber bei 195. „Sehen Sie, fünf Gramm fehlen."

„Na, und", zischte die Verkäuferin, „schließlich sind wir keine Apotheke und kein Atomforschungsinstitut."

„Genauigkeit ist die Höflichkeit der Könige und Verkäuferinnen", scherzte Skworzow. Doch die Verkäuferin war nicht zum Scherzen aufgelegt. Sie feuerte das Paket so wütend auf die Waage, daß der Ladentisch erzitterte. „Unverschämtes Frauenzimmer!" schrie Skworzow, so laut er konnte. „Ich werde mich beschweren". „Schreiben Sie nur", sagte die Verkäuferin, winkte mit der Hand ab und drehte sich von ihm weg. Skworzow ging aus dem Laden wie ein Betrunkener. In seinen Augen brannte ein gefährliches Feuer, seine Zähne schlugen leicht aufeinander. „Na, die werden sich freuen", flüsterte er drohend. Damit begab er sich eilends nach Hause, um sich sofort hinzusetzen und einen Brief an „die entsprechende Stelle" zu schreiben. Er schrieb:

„Genosse Chefarzt! Ich möchte mich bei Ihnen über die schlechte Qualität Ihrer Heilverfahren beschweren, die in Ihrem Kurort angewendet werden. Wie sich herausgestellt hat, sind alle Ihre Schlamm- und Schwefelbäder eine bloße Fiktion. Nutzlos sind sie, mehr noch: sogar ungesund. Eine Überprüfung im Feinkostgeschäft Nr. 135 unseres Staatlichen Lebensmittelhandels hat ergeben, daß Ihre Behandlungsmethoden nicht einmal der ersten Konfrontation mit dem Leben standgehalten haben. Ich ersuche Sie dringendst, den mich behandelnden Arzt zur Rechenschaft zu ziehen und seine weitere Beschäftigung als Kurarzt gründlichst zu überlegen". Mit einem hintergründigen Lächeln verschloß er den Brief, um ihn wenig später auf die Reise zu schicken.

Aus: „Literaturnaja gaseta"

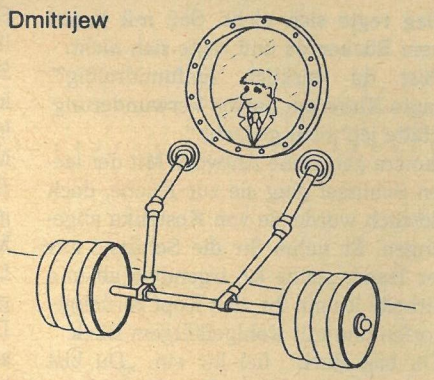
Schwerathlet

Ganze Säcke mit Problemen, Kosten, Posten, Bürde, Pflicht: Alles darfst du übernehmen. Alles! Nur dich selber nicht.

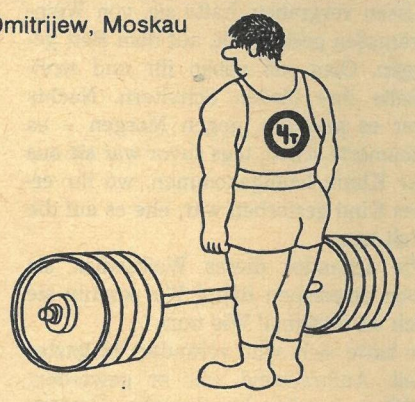
R. Pöhlig

Er las so sehr gerne, wie er sagte, Abhandlungen vom Genie, weil er sich immer stark danach fühlte.

Lichtenberg

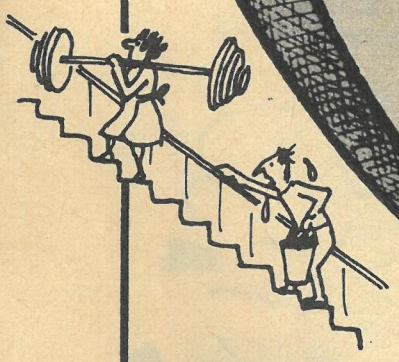


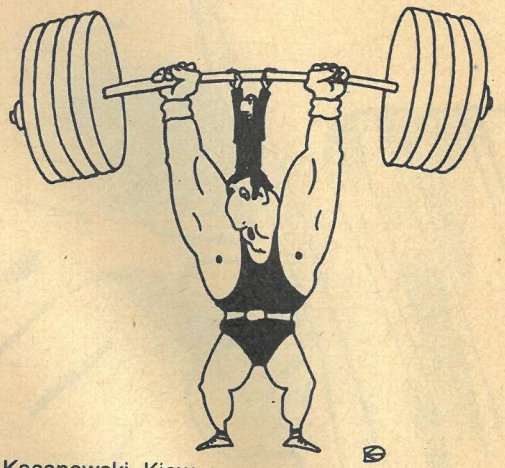
Dmitrijew



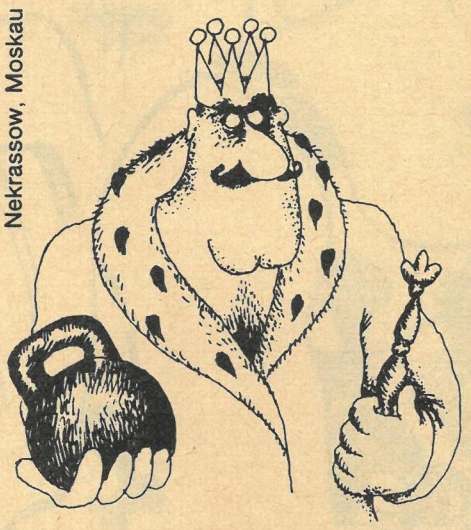
Dmitrijew, Moskau

Auf diesen Seiten hantelten: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik)





Kasanewski, Kiew



Nekrassow, Moskau

Bulkin, Moskau

Je größer der Körper ist, mit desto mehr Mühe setzt er sich in Bewegung. W. L. Wekhrlin

Wer stark

ein starker Mensch. Jean Paul Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz. Ludwig Uhland

J. Conrad, Gedichtheber

April

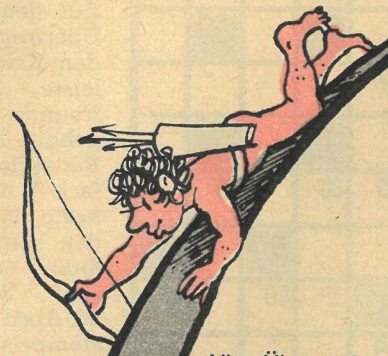
Jetzt ist April, liebe Leute,
werte Brüder!
Gestern, morgen und heute,
immer wieder
ist April!
Da kann man machen,
was man will,
jubeln, weinen oder lachen
oder still
auf dem Töpfchen hocken
oder auf leisen Socken
zur Liebsten gehn,
eines bleibt trotzdem
bestehn,
lieber Mann,
der dort im Schatten steht:
April ist immer dann,
wenn er vonstatten geht,
und gleichzeitig geht er
vorüber,
mein Lieber!

Fortschreitende Arbeitsteilung:
Keiner will mehr
ganze Arbeit leisten.

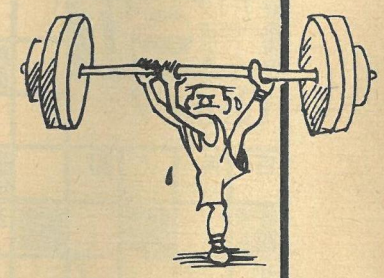
Wie schwer
manch ein Wort ist,
wirst du
beim Halten erleben.
Und ist es gefallen,
kanns kein
Gewichtheber heben.
Manfred Hinrich

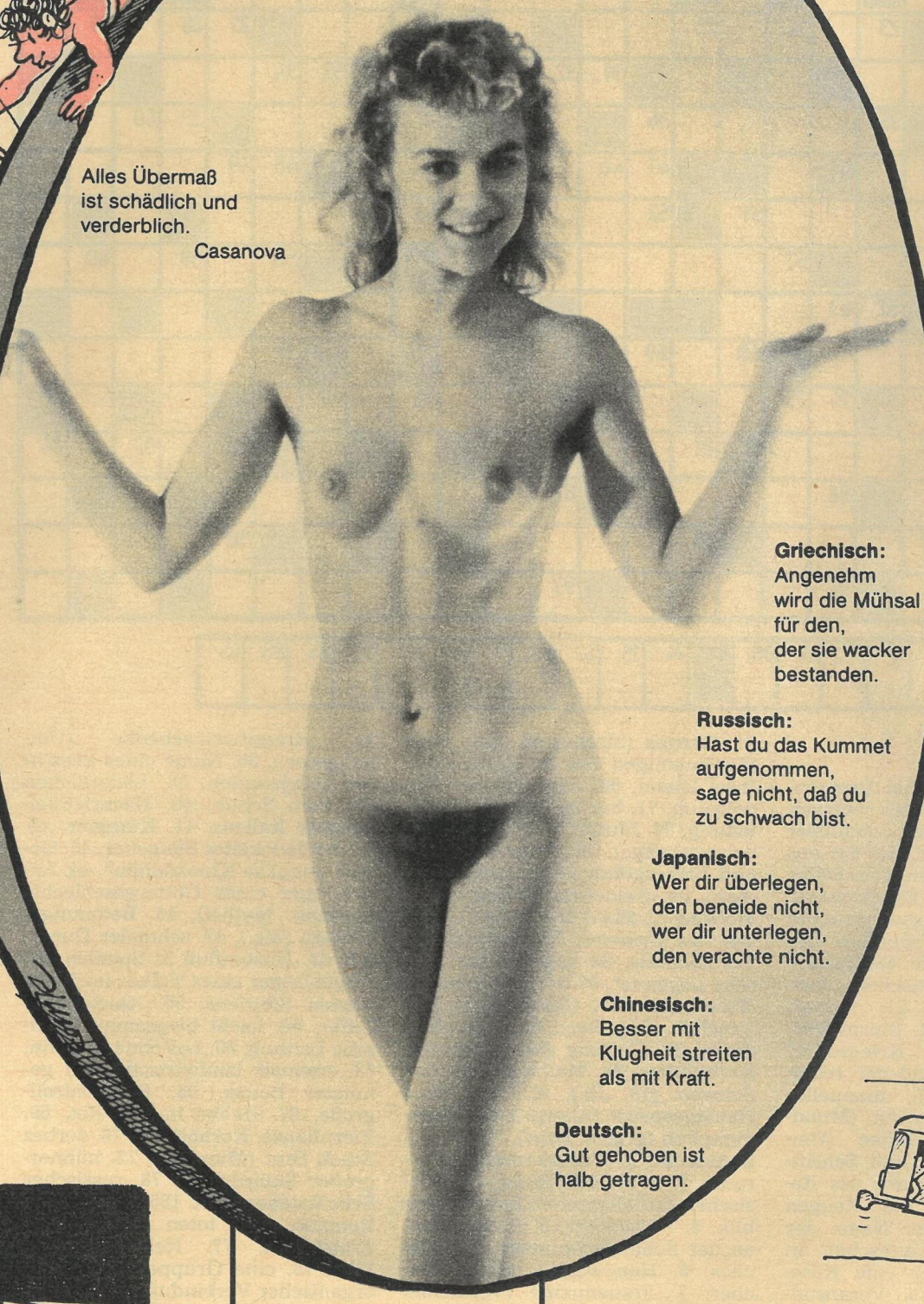
Anfangs wollt ich fast verzagen,
Und ich glaubt, ich trüg es nie;
Und ich hab es doch getragen –
Aber fragt mich nur nicht, wie?
Heinrich Heine

Steinach



Alles Übermaß
ist schädlich und
verderblich.
Casanova





Griechisch:
Angenehm
wird die Mühsal
für den,
der sie wacker
bestanden.

Russisch:
Hast du das Kummet
aufgenommen,
sage nicht, daß du
zu schwach bist.

Japanisch:
Wer dir überlegen,
den beneide nicht,
wer dir unterlegen,
den verachte nicht.

Chinesisch:
Besser mit
Klugheit streiten
als mit Kraft.

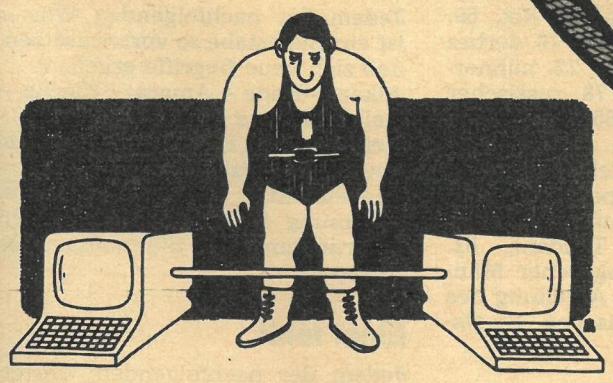
Deutsch:
Gut gehoben ist
halb getragen.

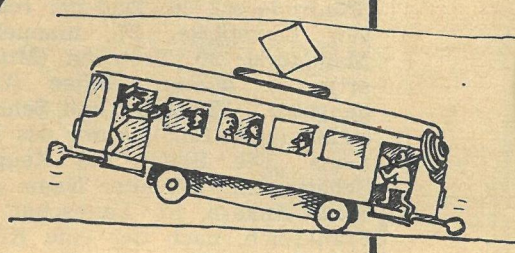
2 wochen-spruch

Verwandt sind
sich alle
starken
Seelen.
Schiller

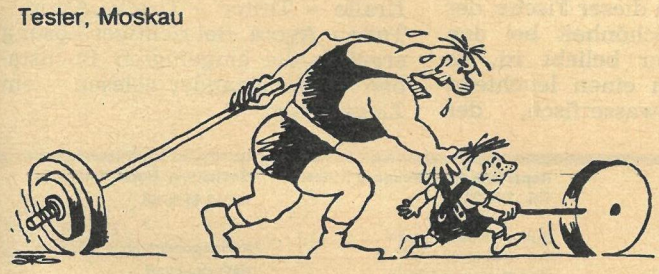
Ja, bestätigte
er, ich habe
sie immer
auf Händen
getragen.
Ja, erwiderte
sie, nie ließ
er mich auf
eigenen Füßen
stehen.
Hans-Dieter
Schütt

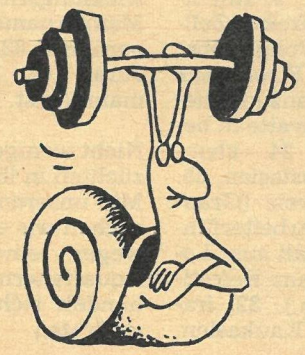
Georgiev, Sofia





Tesler, Moskau

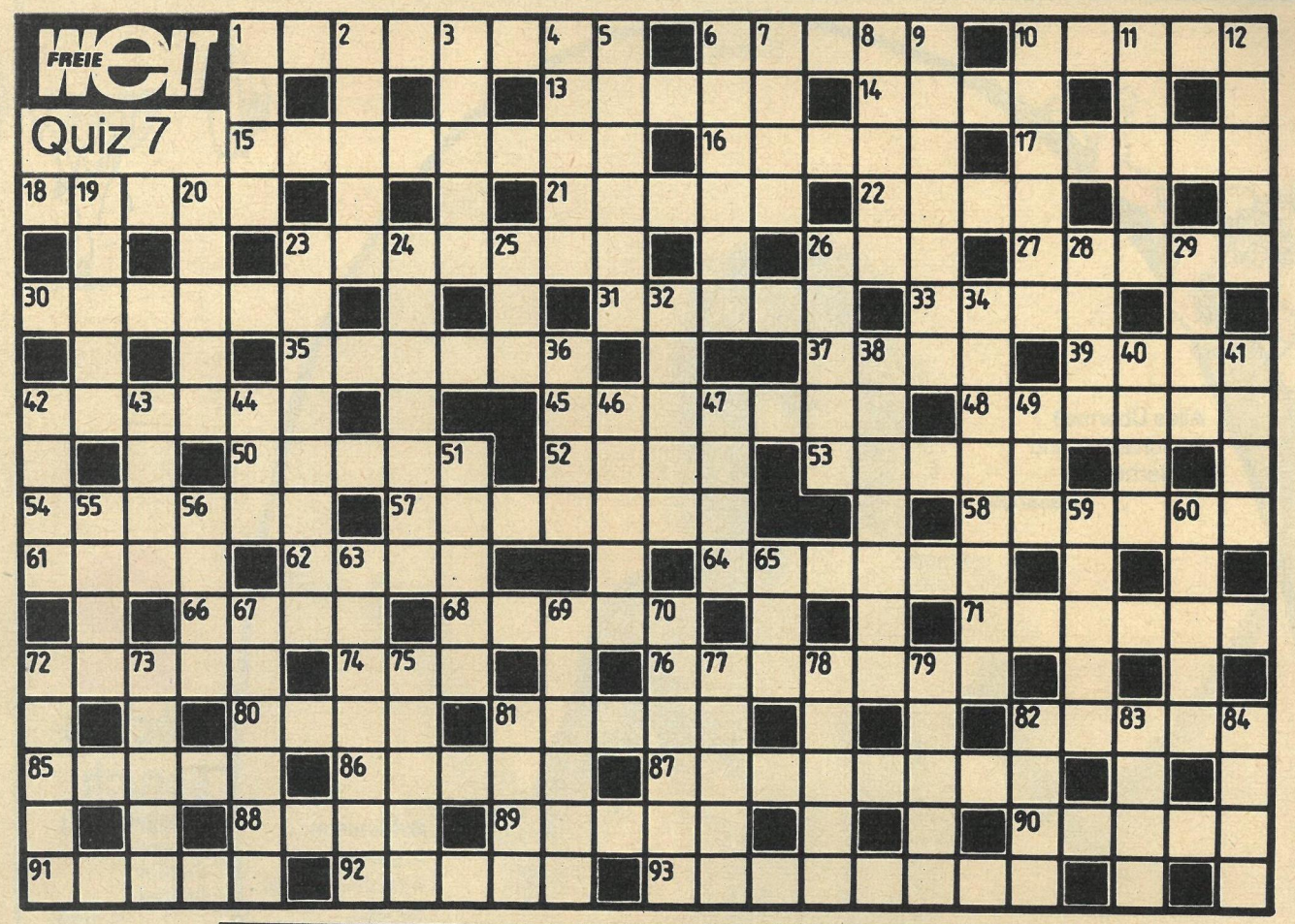




Der Hantel-hoch-Schneck
von Rosanzew, Moskau

Steger

ist, darf Optimist sein. Heinrich Mann Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen. Johann Wolfgang von Goethe



4	32	79	21	38	■	24	15	62	93	77	90	53	10	85	88	45							

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Stadt bei Dresden, die durch ihre Brauerei weltweit bekannt ist, 6. Teil mancher Schiffe, 10. Greifvogel, der bei uns vorkommt, 13. Karpfenfisch, Döbel (österr.), 14. Gott des Feuers (nord. Mythol.), 15. Anfangsgründe einer Wissenschaft, 16. Nebenfluß der Donau, 17. Schulstrafe, 18. Zusammenschluß kapitalistischer Wirtschaftsunternehmen, 21. Gestalt aus „Don Carlos", 22. Einspruchsrecht, 23. antikes Kriegsschiff (Fünfruderer), 26. Maß der relativen Lautstärke, 27. manuelles Mahdgerät, 30. Brötchen (Mundart), 31. dünner Kaffee (Umgangsspr.), 33. Maler und Schriftsteller (gest. 1983), Autor des Romans „Die Bilder des Zeugen Schattmann", 35. alter Name der Stadt Ankara, 37. Landschaft in Frankreich, nach der eine Käsesorte benannt ist, 39. Veranstaltungsraum, 42. Südfrucht, 45. die Verkehrssicherheit gefährdende Fahrweise, 48. Teil des Geweihs oder Gehörns (weidm.), 50. Stück aus natürlichem anorganischem Material, 52. Stadt an der Elbe (Bez. Halle), 53. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 54. Stoßschutzkissen für die Bordwand von Schiffen (seem.), 57. Zerlegung in Einzelstücke, 58. Staat im Nordwesten Europas, 61. moslemischer Fürstentitel, 62. sowjetisch-mongolischer Fluß, Quellfluß der Schilka, 64. Ganzes (Math.), 66. Fluß zum gleichnamigen See im Norden der Insel Irland, 68. immergrüner Nadelbaum, 71. bunter Ton, 72. Spielleitung, 74. Mutter Kriemhilds (Nibelungensage), 76. Fruchtbarkeits- und Liebesgöttin (vorderasiat. Mythol.), 80. Heldenstadt südlich von Moskau, 81. Staat in Afrika, 82. chemisches Element, Nichtmetall, 85. Vermächtnis, 86. Gestalt aus „Irische Legende", 87. kleines Zimmer, Nebenraum, 88. Gestalt aus „Der Drache", 89. Stern im Sternbild Orion, 90. Gattung gelb blühender Korbblütler, 91. Mathematiker der Schweiz (18. Jh.), 92. weibliches Nachtgespenst (Abergl.), 93. Meernymphen (griech. Sage).

Senkrecht: 1. Weberkamm, 2. Vorraum, Flur, 3. Stadt in der Belorussischen Sozialistischen Sowjetrepublik, 4. Rätsellöser, 5. Außenwand an der Schmalseite eines Satteldaches, 6. Handwerker, Schnurmacher, 7. Frauenname (Verkleinerungsf.), 8. Tanzschüler, 9. Rheinnixe (dt. Sage), 10. indirekte Zellkernteilung (Biol.), 11. Wollgewebe, 12. Schnittblume, 19. Strom zur Nordsee, 20. zur Fortpflanzung dienendes Gebilde, 23. Krawatte in besonderer Schnittform, 24. kleinwüchsiges Volk in Südostasien, 25. Bergstock in der Schweiz (Graubünden), 26. deutscher Arbeiterführer (gest. 1913), 28. Gestalt aus „Lohengrin", 29. Drahtseil zum Befestigen von Masten (seem.), 32. iranischsprachiges Volk in Kaukasien, 34. Branntweinschenke (Umgangsspr.), 36. Name eines Sees in der Sowjetunion, 38. Lederflicken auf dem Schuh, 40. Nachrichtenagentur Italiens, 41. Kummer, 42. hochentwickeltes Säugetier, 43. Gestalt aus „Die Kinokönigin", 44. Angehöriger eines Göttergeschlechts (german. Mythol), 46. Betonungszeichen (Mz.), 47. schmaler Durchlaß, 49. Küstenfluß in Spanien, 51. Angehöriger eines Volkes im Nordwesten Sibiriens, 55. Ameise, 56. Ziffer, 59. leicht biegsame elektrische Leitung, 60. Los ohne Gewinn, 63. erstmals landwirtschaftlich genutzter Boden, 65. Plankontrollgröße, 67. Helfer in der Not, 69. Zierpflanze, Korbblütler, 70. derbes Stück Brot (Mundart), 72. hühnergroßer Sumpfvogel, 73. russischer Schriftsteller (gest. 1852), Autor des Romans „Die toten Seelen", 75. Amtstracht, 77. Nebenfluß der Elbe, 78. eine Gruppe chemischer organischer Verbindungen, 79. Entwicklungsrichtung, Tendenz, 81. Männername, 82. englischer Männername, 83. älteste Abteilung des Juras, 84. angolanischer Staatsmann (gest. 1979).

Nicht wenige Menschen halten und züchten in ihrer Freizeit Zierfische. Mit unserem heutigen Preisrätsel suchen wir einen dieser Fische, der wegen seiner Schönheit bei den Aquarianern sehr beliebt ist. Es handelt sich um einen leuchtend gefärbten Süßwasserfisch, der seine Heimat im Gebiet des oberen Amazonas hat.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 7 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 26. April 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 10/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Schach

Turniersieger-Partie

ANGENOMMENES DAMENGAMBIT, Farágo (Ungarn) – Chalifman (UdSSR), Dordrecht '88: **1. d4 Sf6 2. c4 e6 3. Sf3 d5 4. Sc3 dc 5. e3 c5 6. L:c4 a6 7. a4 Sc6 8. 0–0 Le7 9. De2 cd 10. Td1 e5 11. ed ed 12. S:d4 S:d4 13. De5 Dd6 14. D:d4 D:d4 15. T:d4 Lc5 16. Td1 0–0 17. Lg5 Le6 18. L:e6 fe 19. L:f6 gf 20. Se4 Tac8 21. g3 Lb4 22. Td4 a5 23. Tad1 Tc2 24. Td7 Tf7 25. b3 Te2 26 Td8+ Kg7 27. T1d4 Tc7 28. Kf1 Te1+ 29. Kg2 e5 30. Sd6??** (geboten war 30. T4d7+ T:d7 31. T:d7+ Kg6 32. f3 f5 33. Sf2 usw.) **30. ... ed Weiß gab auf.**

Der Ex-Junioren-Europameister hatte zwei Punkte Vorsprung vor seinem Landsmann Pigussow, Lau (BRD) und Winants (Belgien). „Der Leningrader war eine Klasse für sich und stand in diesem Turnier, das dem 100jährigen Bestehen des holländischen Schachvereins Dordrecht gewidmet war, schon zwei Runden vor Beendigung als Sieger fest", lobte die Presse.

Vorsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist ein Buchstabe so voranzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:

Alkan – Rade – Amara – Karina – Ralle – Rahne – Otter – Karte.

Bei richtiger Lösung ergeben die neu vorgesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – die Bezeichnung für einen Angehörigen einer indianischen Stammesgruppe in Brasilien.

Einer fehlt

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils an gleicher Stelle so ein Buchstabe einzufügen, daß sich neue Begriffe ergeben: Eloge – Kralle – Tester – Ora – Aster – Tube – Agora. Bei richtiger Lösung ergeben die eingefügten Buchstaben – nacheinander gelesen – ein Ziegenleder.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

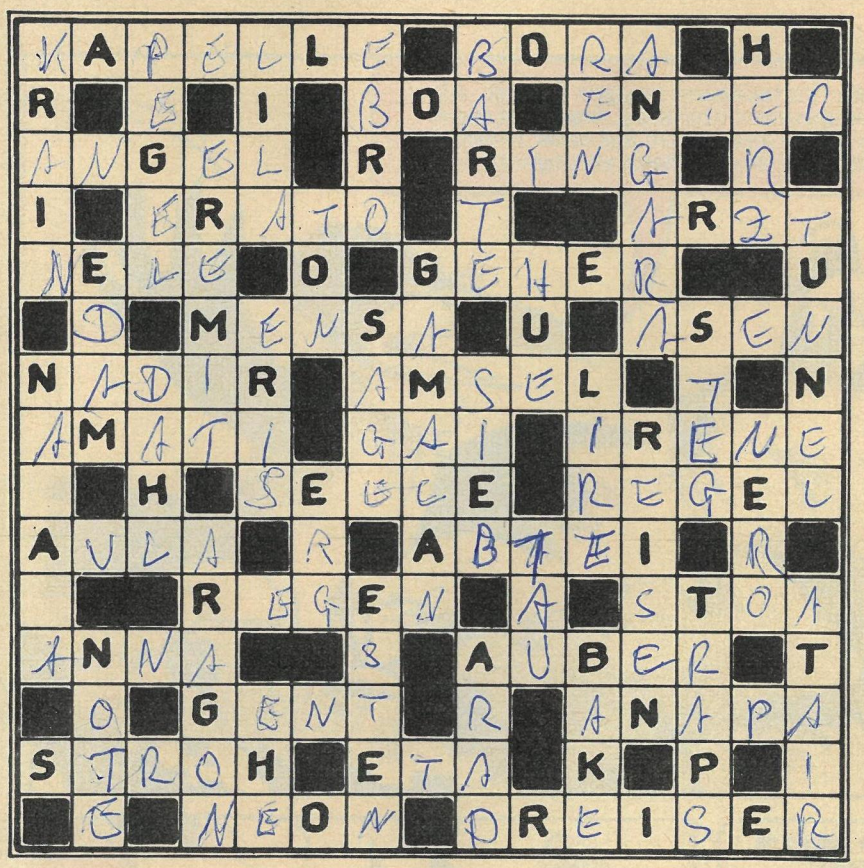
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Kloster, Stift, 2. italienische Geigenbauerfamilie (16./17. Jh.), 3. Singvogel, 4. Kinderkurort in der UdSSR am Schwarzen Meer, 5. Strom in Ostsibirien, 6. Fischfangrute, 7. Gestalt aus „Der Revisor", 8. Stadt in Rumänien, 9. französischer Schriftsteller (gest. 1982), Autor des Romans „Die Kommunisten", 10. Mediziner, 11. Göttergeschlecht (german. Mythol.), 12. Stern im Sternbild Adler, 13. französischer Komponist der Oper „Die Stumme von Portici", 14. Schulsaal, 15. feststehendes Seezeichen, 16. Süßwasserfisch, 17. Riesenschlange, 18. kalter Fallwind, 19. norwegischer Maler (gest. 1857), der lange in Dresden lebte, 20. USamerikanischer Schriftsteller (gest. 1945), Autor des Romans „Eine amerikanische Tragödie", 21. Fluß in Spanien, 22. Stadt in den Niederlanden, 23. Lebensbund, 24. einjähriges Fohlen, 25. Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.), 26. Einsiedler, 27. alte Einheit der Arbeit, 28. Göttin der Zwietracht (griech. Mythol.), 29. Volk in der UdSSR, 30. griechischer Buchstabe, 31. orchestrales Ensemble auf Jawa und Bali, 32. Leichtathlet, 33. Tau zum Zusammenholen des Segels, 34. Stadt in Belgien, 35. inneres Organ, 36. Stadt in Vietnam, 37. Gestalt aus „Rienzi", 38. deutscher Widerstandskämpfer (1941 ermordet), 39. Landesteil Sloweniens, 40. Farbton, 41. Währungseinheit in Italien (Mz.), 42. Studentenspeiseraum, 43. Fußpunkt des Himmels, 44. Viehseuche in Afrika, 45. Edelgas, 46. Freundin Till Eulenspiegels, 47. altrömischer Kaiser, 48. Musikzeichen, 49. Wasserstandsmesser, 50. Norm, Richtschnur, 51. Niederschlag, 52. Form des Tourismus, 53. nordische Hirschart, 54. Fingerschmuck, 55. Überlieferung, 56. Kabelinneres, 57. Küchenutensil, 58. Bootsanlegestelle, 59. altgriechische Philosophenschule, 60. ausgedroschenes Getreide, 61. starkes Seil, 62. Erdart, 63. Geruchsverschluß, 64. unterirdischer Verkehrsweg.

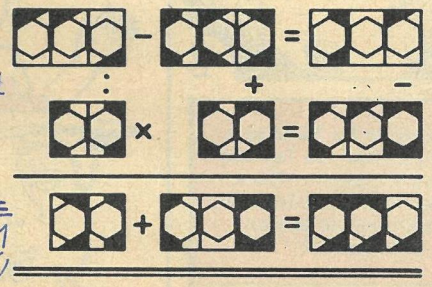
Füllrätsel

1. Edelapfel, 2. Alpenpaß, der Österreich und Italien verbindet, 3. effektvoll beschleunigter Schlußteil in der italienischen Opernarie, 4. Einleitung eines Referats, 5. Teil des Dachstuhls (Bauw.), 6. Saiteninstrument.

1	R	E				
2		R	E			
3			R	E		
4				R	E	
5					R	E
6						R	E

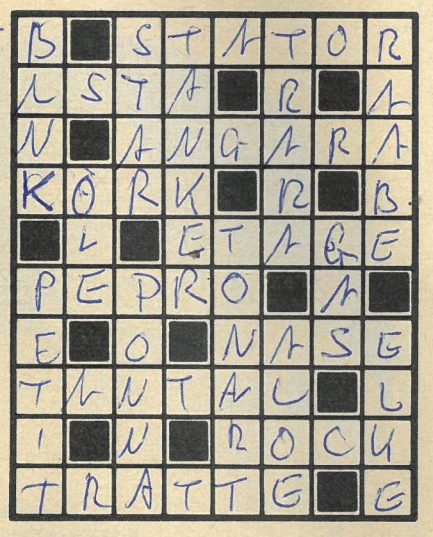
Raten und Rechnen

Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



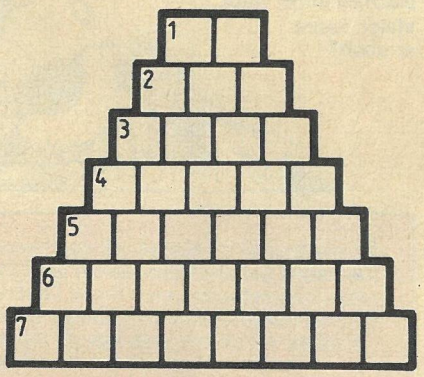
Zum Selbstbauen

Die nachfolgenden Wörter sind so in die Figur einzusetzen, daß sich die Lösung eines vollständigen Kreuzworträtsels ergibt: Gas – Ole – Aloe – Asta – Bank – Elke – Kork – Nase – Rock – Star – Donna – Etage – Pedro – Petit – Raabe – Trara – Angara – Stator – Tanker – Tantal – Tonart – Tratte.



Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten Lösungswort ist jeweils von Zeile zu Zeile ein Buchstabe hinzuzunehmen und durch Schütteln der nächste Begriff zu bilden:
1. chemisches Zeichen für ein Halbmetall, 2. Nebenfluß der Aller, 3. dicker Saft, 4. Singvogel, 5. Not, Armseligkeit, 6. Unteroffiziersdienstgrad bei der Volkspolizei, 7. strichförmiger Bluterguß.



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein Hauptzahlungsmittel.

Geschütteltes

Werden LATTE und RAND durch Schütteln miteinander vermischt, ist ein Mensch gefunden, der nicht auf dem Wasser fischt.

Auflösungen aus Heft 6/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Kordel (45), Alba (16), Ukas (7), Leis (62), Elena (28), Kanton (20), Mast (39), Huka (53), Gala (71), Telefon (30), Niere (4), Arsen (24), Spat (67), Ballen (60), Norge (27), Ines (14), Sasse (44), Risiko (55), Tessin (48), Trage (6), Nike (34), Niete (63), Anatom (10), Leid (51), Agent (23), Maria (57), Karotte (35), Tara (3), Äsop (49), Ihle (17), Italer (65), Senor (72), Rest (13), Elen (31), Neun (42), Tedeum (70).

Senkrecht: Kokon (21), Runge (1), Eloge (32), Lena (56), Asmara (40), Beste (64), Altenberg (5), Unheil (50), Kauf (36), Span (46), Kore (18), Lapis (11), Ido (54), Rag (66), Stier (26), Asien (8), Leite (43), Niobe (68), Nitra (52), Raska (37), Esino (22), Animation (15), Stele (19), Anita (33), Ida (9), tri (58), Nias (38), Tropen (25), entern (47), Gehre (61), Matte (12), Rolle (69), Aurum (59), Käse (2), Rose (41), Rist (29).

Zahlenfeldrätsel: A) Iden, B) Spind, C) Rune, D) Stiefel, E) Gide – „Dein Freund ist Dein Spiegel".

Wörterband. Von außen nach innen: Not – Elegie – Tobol – Lei – Nota – Reni – Eta – Letten – Erie – Trakt – Rab.
Von innen nach außen: Bart – Kartei – Renette – Latein – Erato – Niello – Bote – Igel – Eton.

Zum Selbstbauen. Waagerecht: Segeln, Aron, Strafe, Isar, Ernte, Gelee, Gram, Niello, Eber, Sperre.
Senkrecht: Kali, Sosa, Entree, Elain, Niere, See, Regler, tea, Genus, Liebe, Robe, Meru.

Magische Figur: 1. Mate, 2. Ader, 3. Tejo, 4. Erosion, 5. Ingo, 6. Oger, 7. Nora.

Um die Ecke gedacht: Kehlkopf

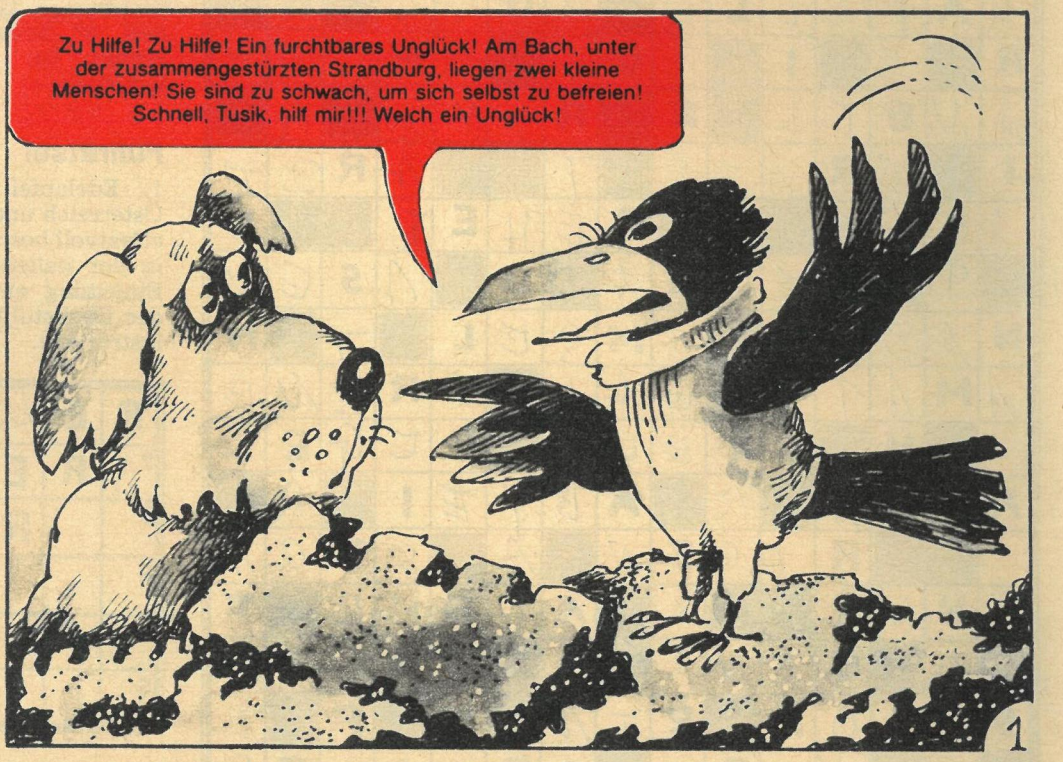
Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 4 (Heft 4/89)

Waagerecht: 1. Glasunow, 5. Jagen, 8. Meter, 13. Ingot, 14. Olescha, 16. Bredel, 19. Turan, 21. Euler, 22. Mai, 24. Kali, 25. Kater, 27. Udine, 29. Ilse, 31. Lissa, 34. USA, 35. Ana, 36. Ase, 38. Asti, 39. Rasin, 40. Enak, 41. Odets, 43. Ehe, 44. Kap, 46. Erni, 48. Eger, 49. Geer, 51. Eber, 54. Perm, 55. Raps, 58. one, 59. Aul, 60. Diwan, 62. Brot, 63. Regel, 64. Ofen, 67. Emu, 68. Eta, 70. Han, 72. Amati, 73. Elea, 75. Moral, 77. Nehru, 79. Lear, 82. Inn, 83. Anbau, 84. Siele, 85. Ennius, 86. Kirgise, 87. Rabat, 88. Elemi, 89. Kasan, 90. Tritt, 91. Kanister.

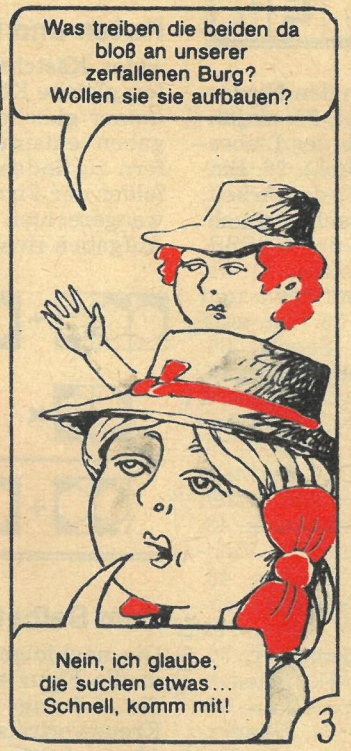
Senkrecht: 1. Glinka, 2. Augit, 3. Unter, 4. Obolus, 6. Asche, 7. Etamin, 9. Erek, 10. Egel, 11. Peri, 12. Ibis, 15. Leda, 17. Danae, 18. Limes, 19. Tula, 20. Rist, 23. Alane, 26. Essig, 28. Nansen, 30. Eton, 32. Isegrim, 33. Sierra, 34. Unke, 35. Akte, 37. Sterlet, 39. Reep, 42. Diplom, 45. Arioso, 47. Rial, 50. Elba, 52. Bern, 53. Regie, 56. Anke, 57. Steen, 60. Delle, 61. Wuhan, 65. Fadejew, 66. Nigeria, 69. Tanker, 70. Hans, 71. Albena, 72. Auster, 74. List, 75. Marat, 76. Rain, 77. Nurmi, 78. Habit, 80. Enna, 81. Riga.
Lösung: Akademik Fjodorow

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Manfred Schubert, Meerane, 9612
2. Preis:
75,– M Herbert Wegner, Großräschen, 7805
3. Preis:
50,– M Wolf-Dieter Hahn, Niesky, 8920
4.–8. Preis:
je 25,– M Hilde Busch, Schönebeck/Elbe, 3300; Josef Effler, Blankenburg/Harz, 3720; Helga Waßenberg, Dresden, 8060; Conny Holz, Leipzig, 7033; Kurt Kalinowski, Lindow/Mark, 1954

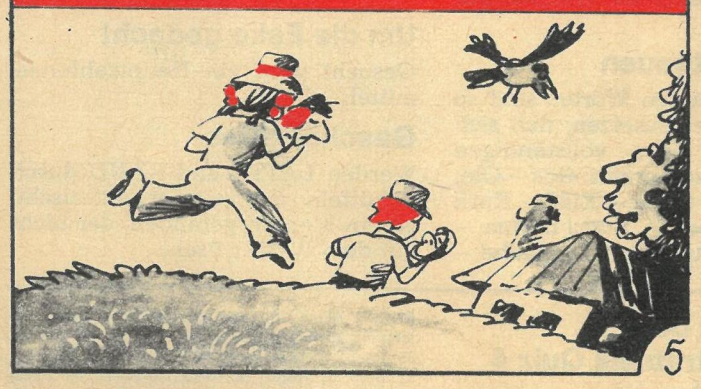
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.



So schreit und jammert Karrina. Aufgeregt schlägt sie mit den Flügeln, hackt mit ihrem dicken Schnabel suchend im Sand. Tusik schnuppert und schnauft: Den Geruch, der ihm plötzlich in die Nase steigt, kennt er doch?



Schnell laufen die Kinder mit den Verunglückten ins Forsthaus. Sie baden sie und legen sie ins Bett. Dann kochen sie Tee aus Waldkräutern und geben ihnen Großvaters Himbeerkonfitüre. Nach und nach erholen sich Chljup und Krapa von ihrem Schreck. Und als sie spüren, wie lieb die Kinder sich um sie sorgen, verlieren sie allmählich ihre Angst und erzählen:



Dann baut er noch ein wunderschönes Segelschiff. Und Mascha schenkt der kleinen Hausfrau ihr Puppengeschirr. Wie freuen sich Chljup und Krapa, und wie vergnügt sind alle vier: Wieviel Spaß wird nun jeder neue Sommertag bringen! Am Himmel steht die Sonne und lacht über ihr ganzes rundes Gesicht...

Ende

Fortsetzung von Seite 25

Omas und Opas Wanderjahre

halb von neun Tagen legten sie unter komplizierten Bedingungen 120 Kilometer zurück. Doch über Nacht wurde es bitterkalt. Zuerst Regen, dann nasser Schnee, und ein eisiger Wind erhob sich. Es wurde immer schwerer, trockenes Brennholz zu finden. Ständig in nasser Kleidung, sahen sich die Bassows genötigt, gen Süden in die Waldtundra zu wandern. Dort fanden sie zwar endlich Holz fürs Lagerfeuer, doch die Kälte setzte ihnen mehr und mehr zu. Unentwegt frierend, schafften sie nur mehr einen Kilometer pro Stunde, und da die Lebensmittelvorräte allmählich zu Ende gingen und die nächste Siedlung 200 Kilometer entfernt lag, entschlossen sich die beiden zur Umkehr. Über Bereljach und Tschurkurdach gelangten sie nach Jakutsk, um von dort das Flugzeug nach Tiksi zu nehmen und zu überwintern.

★

32 von insgesamt 50 geplanten medizinischen Untersuchungen haben die Bassows bereits hinter sich. Und inzwischen sind Hunderte Seiten mehrerer Tagebücher gefüllt. „Wir sind nämlich Korrespondenten der ‚Psychologischen Zeitschrift' und führen als solche auch Forschungsarbeiten durch", erzählt Pawel Bassow. „Vielleicht helfen wir mit unseren Beobachtungen und Erfahrungen den Wissenschaftlern, Neues über die psychischen und physischen Möglichkeiten des Menschen zu erfahren. Es ist über eine derart lange Zeit allemal interessant festzuhalten, wie das so um die psychische Verträglichkeit und die Überwindung besonderer, vor allem unvorhersehbarer Streßsituationen bestellt ist."

Den Südgrenzen entlang haben die beiden vegetarisch gelebt. Zu ihrer eisernen Ration gehörten Hafergrütze, Suppen, Salz und Tee. Aber sie wußten genau, daß sie das Vegetarierdasein aufgeben mußten, sobald sie in den Norden kamen. Mit den Übernachtungen hatten sie in den Anfangsjahren keinerlei Schwierigkeiten. In der Regel übernachteten sie in Siedlungen – „bei Laufenthusiasten, Sportfans und allüberall einzigartig gastfreundlichen Leuten". Die Bassows schwärmen schon jetzt von einmaligen Erlebnissen. „Wenn wir von einem Rudel Schakale absehen, das uns in Turkmenien ständig verfolgte, brauchten wir bisher keinen lebensbedrohenden Gefahren ins Auge zu sehen", sagt Pawel Bassow. „Unsere bisherigen Eindrücke sind überwältigend. Kaukasus, die Gebirgsregionen Kirgisiens, der Baikalsee, die Fernostregionen – diese Landschaften und diese beeindruckenden Menschen dort werden wir wohl unser Leben lang nicht vergessen."

Und was sagen die anderen Familienmitglieder zu der vierjährigen Bassowschen Unternehmung? „Sie sind Feuer und Flamme", freut sich Rosalia. „Unser siebenjähriger Enkel Artjom begleitete uns anderthalb Monate von Murmansk nach Leningrad. Enkelin Aljona war zwischen Nowosibirsk und Tomsk mit von der Partie. Von Irkutsk nach Ulan-Ude waren wir sogar ganz in Familie, mit Tochter Vera und ihrem Mann Konstantin sowie deren Kindern Dima und Artjom. Vera und Konstantin haben auf diese Weise ihren Urlaub verbracht. Auch ansonsten werden wir oft eskortiert, schließen sich Läufer aus Städten und Dörfern uns an."

Momentan ist alles ein bißchen anders. Aber die Bassows haben gewußt, was sie zu erwarten hatten, wenn sie erst einmal ihren Marsch durch die Polartundra, entlang des Eismeeres, beginnen würden – „wo man nicht mehr so oft auf menschliche Siedlungen trifft und es schwieriger wird, sich zu orientieren, was im Grunde nur noch mit Kompaß möglich ist." Aber die beiden waren zu jeder Stunde auf alles vorbereitet. Nichts wurde dem Zufall überlassen und alles geplant. „Wir hatten einen genauen Zeitplan ausgearbeitet. An verschiedenen Stellen konnten wir ihn sogar unterbieten. In Wladiwostok kamen wir beispielsweise zwei Tage früher als vorgesehen an. Gewöhnlich legten wir zu dieser Zeit täglich 40 bis 45 Kilometer zurück, zuweilen sogar ein paar mehr."

Pawel Bassow ist seit 1978 Mitglied des Leningrader Laufclubs „Newa". Seine Rosalia indes begann viel später mit der Lauferei. „Man könnte sagen, erst vor kurzem", berichtet e r mit einem stolzen Lächeln über s i e . „Ich habe ein wahres Wunderkind zur Seite. Mit Rosalia ist alles Schwere nur halb so schwer..."

Hans Richard Vollbrecht, Adi Kodym

Zeichnung: J. Arfert; Fotos: E. Kisseljow

Auf Fischfang im ATLANTIK

Wenn Sie gern zur See fahren möchten, könnten Sie dabei sein.
Auf den Schiffen unserer Hochseefischereiflotte gibt es im Bereich Fischverarbeitung/Deck Einsatzmöglichkeiten in der kombinierten Tätigkeit als

Produktionsarbeiter/Decksmann

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind ein Mindestalter von 18 Jahren und ein guter Gesundheitszustand.
Die Entlohnung – verbunden mit seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Wir beraten Sie gern über Ihre Möglichkeiten und bitten, Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf beizufügen.

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
Am Fischkombinat 11
Rostock 5 · 2510

Berufsberatungskabinett des VEB Fischkombinat Rostock
Stephanusstraße 12
Halle · 4020

Berufsberatungskabinett des VEB Fischkombinat Rostock
Laurinstraße 5 / PF 430
Dresden · 8010

Reg.-Nr. 1/I/89

KASKO bevor es zu spät ist!

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Vor einem Jahr wurde in Moskau im Zuge der Umgestaltung das Institut für sozialökonomische Probleme der Bevölkerung an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR gegründet. Eine Abteilung hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Gleichberechtigung der Geschlechter zu untersuchen. Mit zwei wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen – der Soziologin Natalja Sacharowa und der Politökonomin Anastasija Possadskaja – sprach FW-Reporterin Gisela Reller.

Evas machen Adams Arbeit?

Die Politökonomin Anastasija Possadskaja

Bevor noch die erste Frage gestellt ist, betonen beide Frauen nachdrücklich, keine Feministinnen zu sein. Und Anastasija Possadskaja begründet das so: „Der Begriff Feminismus, der einmal ziemlich wertfrei die Einbeziehung der Frauen in das politische Geschehen und die Einsetzung des weiblichen Teils der Menschheit in die gleichen Rechte wie die der Männer bedeutete, hat sich immer mehr in eine Art Frontstellung der Frauen gegen die Männer verwandelt." – „Wir aber", fügt Natalja Sacharowa hinzu, „wollen unser Ziel der Gleichberechtigung der Geschlechter weder ohne die Männer noch gegen sie erreichen."

Über 90 Prozent aller Frauen im arbeitsfähigen Alter sind in der Sowjetunion berufstätig. Die Frau mit Familie – so haben Soziologen ermittelt – wendet darüber hinaus im Durchschnitt für Hausarbeiten etwa 40 Stunden pro Woche auf, bei der Erledigung ihrer häuslichen Arbeit legt sie täglich bis zu 12 Kilometer zurück, das Gesamtgewicht der Einkäufe, die sie in einem Jahr nach Hause schleppt, beträgt durchschnittlich 2,5 Tonnen; auch das Schlangestehen – etwa vier Stunden wöchentlich – obliegt vornehmlich ihr. „Die hohen Scheidungsquoten, die geringen Geburtenziffern – jede vierte Abtreibung auf der Welt erfolgt in der Sowjetunion –, zerrüttete Familien, kriminell gewordene Jugendliche..., alles wird der Überlastung der Frau angelastet", sagt Natalja Sacharowa. „Einige Wissenschaftler, auch Politiker, sehen die Lösung für diese Probleme deshalb in der Alternative: entweder Beruf oder Heim und Familie. Man rät der Frau also tatsächlich, an den Suppentopf zurückzukehren. Warum aber soll die eine, die weibliche Hälfte der Bevölkerung ihre Fähigkeiten auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Produktion brachlegen? Eine soziologische Umfrage

Häufig: Evas bei Adamsarbeiten

hat denn auch ergeben, daß 80 Prozent der Frauen selbst dann nicht nur Hausfrauen sein wollen, wenn ihre Männer doppelte Gehälter bekämen." – „Die überspitzte Forderung, die Frau wieder in die Küche zurückzuholen, hängt mit der bis heute bei uns verbreiteten patriarchalischen Einstellung zusammen. Und jetzt, mit der Einführung der wirtschaftlichen Rechnungsführung und Eigenfinanzierung neigen einige Leiter zu der Auffassung, daß es am einfachsten wäre, als erstes die Frauen freizusetzen, auch deshalb, weil sie nun einmal die Kinder kriegen. Wir sind aber der Meinung", sagt Anastasija Possadskaja, „daß einfach nicht alle Möglichkeiten für eine Gleichberechtigung der Geschlechter ausgeschöpft sind. Vor der Umgestaltung war die Ungleichstellung der Frau im Berufsleben kein Thema. Und übrigens auch nicht die des Mannes im Heim und am Herd."

Welche Probleme sehen die beiden Verfechterinnen der Gleichberechtigung von Mann und Frau in der beruflichen Sphäre? Natalja Sacharowa: „Viele. Nennen wir die drei vorrangigsten: Erstens machen heute etwa vier Millionen Frauen Arbeiten, die eigentlich Männer machen sollten. Sie arbeiten als Stukkateure, Maler, Straßenbau-, 65 000 Frauen sogar als Gleisbauarbeiter. Seit 1978 gibt es zwar ein Verzeichnis der Arbeiten, die von Frauen nicht ausgeführt werden dürfen, aber viele Frauen üben Adamsarbeiten auch weiterhin aus, weil in diesen Berufen gut verdient wird. Die meisten sogenannten Frauenberufe sind von vornherein mit weniger Prestige und weniger Lohn verbunden. Das zweite Problem sehen wir darin, daß eine Frau noch heute doppelt so viel leisten muß wie ein Mann, will sie so anerkannt sein wie er." – „Und das dritte, heute offen diskutierte Problem ist", so Anastasija Possadskaja, „daß man – von Ausnahmen abgesehen – der Frau Leitungsfähigkeit gern abspricht. Von hundert Personen mit Hoch- oder Fachschulabschluß haben sieben Prozent der Frauen Leitungsfunktionen inne – gegenüber 43 Prozent bei den Männern. Und je höher die Leitungsebene, je weniger Frauen sind als Führungspersönlichkeiten anzutreffen." Meinen Einwand, daß zum Beispiel auf der XIX. Unionsparteikonferenz 1258 Frauen Delegierte waren, unterbricht Natalja Sacharowa mit den Worten „...von denen nur fünf das Wort ergriffen und nur die Vorsitzende des sowjetischen Frauenkomitees, Soja Puchowa, Frauenprobleme politisch ansprach. Bis heute sind die Stimmen vieler Frauen vornehmlich in ihren Küchen zu hören." Wobei wir auch schon bei der sozialen Sphäre Nummer zwei wären: bei Heim und Herd. Und hier legen meine beiden Gesprächspartnerinnen die Finger auf dieselbe Wunde – auf den Mann. „Wir wissen alle, daß es dringend erforderlich ist, viele sozialökonomische Bedingungen in unserem Lande zu verbessern", sagt Anastasija Possadskaja. „Aber: Wird zum Beispiel das Netz der Vorschuleinrichtungen erweitert, werden neue Kindergärten eingerichtet, wird das Dienstleistungswesen verbessert, erfolgen finanzielle Zuwendungen..., so wird das in der Öffentlichkeit in der Regel als Hilfe für die Frau gewertet, obwohl es von seiten unseres Staates Hilfen für die F a m i l i e n sind! Nehmen wir den Kindererziehungsurlaub. Warum eigentlich ist es selbstverständlich, daß nach der Geburt des Kindes die Mutter die ganzen eineinhalb Jahre zu Hause bleibt? Der Mann ist doch auch Vater geworden! Heute ist es grundsätzlich noch an der Frau, die Wahl zu treffen zwischen Familie und beruflichem Fortkommen, obwohl sie seit 1987 auch der Vater treffen kann. Im Krankheitsfalle des Kindes allerdings darf laut Gesetz der Vater bis jetzt nur dann zu Hause bleiben, wenn zur gleichen Zeit auch seine Frau erkrankt ist. Hier hat sogar das Gesetz noch keinen neuen Hut auf." Eine Umfrage bei Schülern ergab, daß es den Kindern peinlich ist, wenn die Mitschüler ihren Vater bei „Frauen"arbeiten antreffen. Sogar die Kleinen werden oft ausgelacht, wenn sie vom Vater in den Kindergarten gebracht werden, „...er also nicht dem Stereotyp als Mann entspricht, sich angeblich anomal verhält". – „Sollte sich aber die Frau für den vollen Kindererziehungsurlaub entscheiden", führt Natalja Sacharowa weiter aus, „müßten für die Frauen, die trotzdem auf eine Karriere nicht verzichten wollen, Weiterbildungskurse eingerichtet werden, damit sie nach ihrem ‚Urlaub' ihre Arbeit ohne Benachteiligung wiederaufnehmen können. Das Umdenken über das Rollenverhalten von Mann und Frau muß von klein auf beginnen – schon bei der Erziehung in der Familie – und muß in der Schule fortgesetzt werden."

Erstaunlich, daß trotz erwiesener Überbeanspruchung der Frauen deren Lebenserwartung höher ist als die der Männer. Natalja Sacharowa meint dazu: „Die Frau ist erwiesenermaßen genetisch widerstandsfähiger als der Mann. Aber erwiesen ist auch, daß trotzdem ihr Gesundheitszustand durchschnittlich schlechter ist als der des Mannes. Wir sagten anfangs", spricht Natalja Sacharowa weiter, „daß wir die Diskussionen über die Gleichberechtigung der Geschlechter auf ein wissenschaftliches Fundament stellen wollen. Angefangen haben wir mit dieser Problematik im europäischen Teil der Sowjetunion. Aufschlußreiche, statistisch sichere Daten erwarten wir von der diesjährigen Volkszählung, darüber hinaus haben wir mit umfangreichen Fragebogenaktionen in dem Autowerk KamAS und der Stadt Taganrog begonnen. Wir streben für die Zukunft weder ein Patriarchat noch ein Matriarchat an, sondern Mann und Frau müssen – entsprechend den Wertvorstellungen unserer sozialistischen Gesellschaft – gleichermaßen die Möglichkeit haben, Macht auszuüben, wobei es um die volle Verwirklichung der Persönlichkeit geht, nicht um die des Geschlechts. Die Umgestaltung ist Sache unseres ganzes Volkes, nicht nur die der Männer." Und Anastasija Possadskaja beschließt unser Gespräch mit den unmißverständlichen Worten: „Die Beschränkung der Frauen auf das Gefühlsleben – wie hier und da diskutiert wird – wäre nur parfümierte Sklaverei."

Selten: Adams mit Familiensinn

Die Soziologin Natalja Sacharowa

Fotos: W. Lagrange/APN; W. Tarassewitsch; Volkmar Billeb (2)

Bilderbogen

Ein Foto aus meinem Leben

Traumberuf

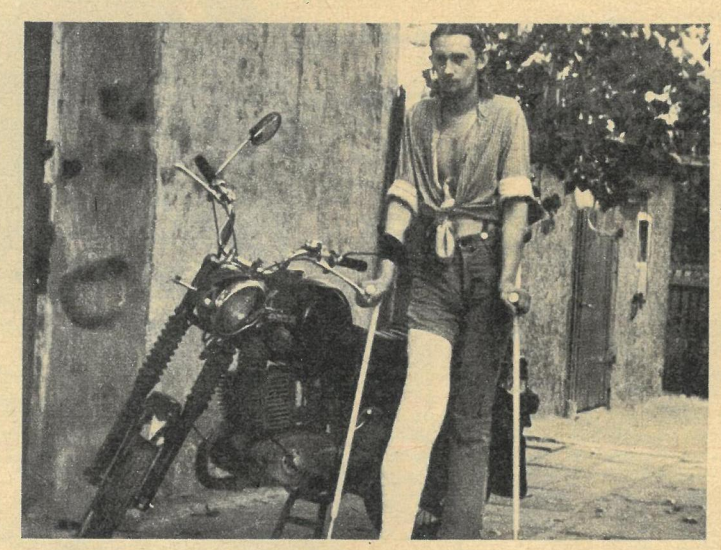
Prüfung bestanden! Nach zweijährigem Studium in einer Werktätigenklasse waren wir Unterstufenlehrer – ich bin die zweite von rechts auf dem Foto, 34 Jahre alt im Jahre 1954. Damit begann für mich ein neues Leben. Jetzt hatte ich den Beruf, den ich schon als Schulmädchen erträumte. Doch in meiner Jugend blieb mir als Arbeiterkind dieser Wunsch unerfüllt. Der Arbeiter-und-Bauern-Staat ermöglichte es – ich wurde Lehrerin. Nun bin ich schon fast zehn Jahre im Ruhestand und verbringe meinen Lebensabend in einer schönen Neubauwohnung.

Herta Vogt, Leipzig

Lehrgeld

Dieses Foto erinnert mich immer an ein negatives Ereignis in meinem Leben. Fahren unter Alkohol, und ein Gipsbein war das Ergebnis. So etwas wird mir nie wieder passieren, ich habe daraus gelernt. Ich wünsche hiermit allen Kraftfahrern eine gute und sichere Fahrt – ohne Alkohol!

Holger Faulring, Otterwisch



Feriensprung

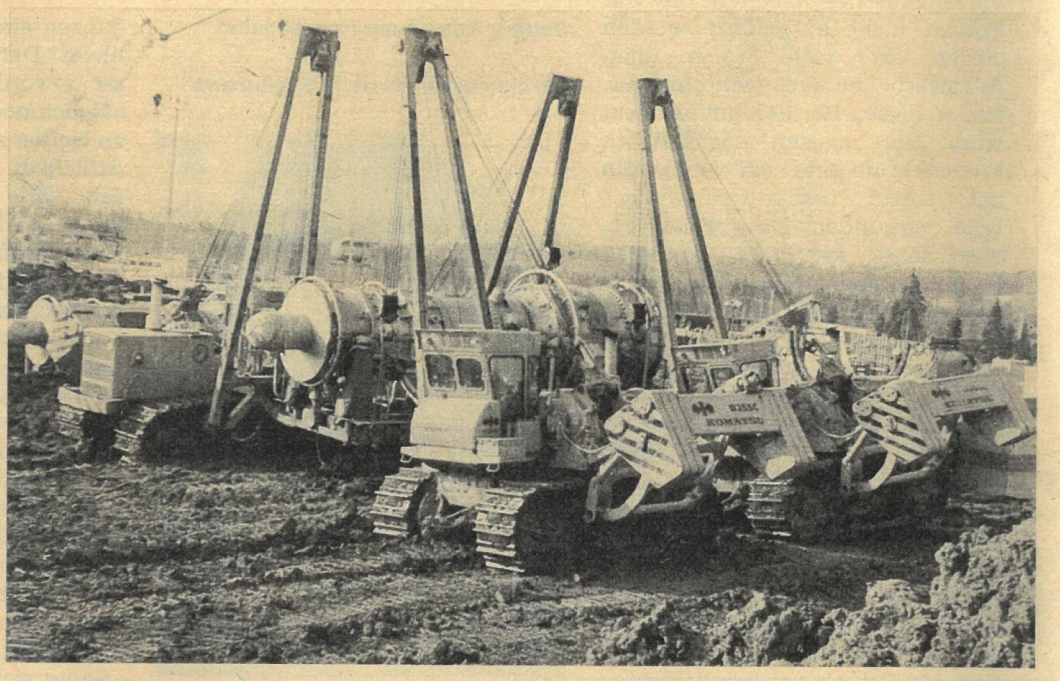
Da alle unsere Familienmitglieder das ganze Jahr über angestrengt arbeiten, ist jeder Urlaub gewissermaßen ein Höhepunkt. Wir bereisten schon viele schöne Gegenden unserer Republik und im Ausland. Unsere beiden Töchter sind inzwischen verheiratet. Nun versuchen wir, so oft es geht, ein oder zwei Enkel mitzunehmen. Gern erinnern wir uns an die Ferien in Baabe 1964, als unsere Kinder noch klein waren.

Dorothea und Günter Liebig, Flöha

Mut zum Risiko

1985/86 arbeitete ich als Montageleiter am Zentralen Jugendobjekt „Erdgastrasse“ auf der Baustelle Barda im mittleren Ural. Das Foto erinnert mich an einen völlig ungewöhnlichen Tag, als wir eine 25-Megawatt-Turbine für die Verdichterstation aufsetzten. Im Normalfall werden dafür die Betonfundamente komplett vorbereitet, eine gehörig große Standfläche planiert. Über eine schräge Ebene, die Eisenbahnschienen trägt, wird das Aggregat Millimeter für Millimeter durch Flaschenzüge auf das Fundament gezogen. Zwei große Autokräne setzen vorher die Maschine auf die Schräge. Zwei bis drei Wochen dauert die ganze Operation. Wir hatten weder die notwendige Zeit noch einen zweiten Kran. Wir lösten die Aufgabe entgegen jeder Technologie, indem wir vier Rohrlegekräne organisierten. Auf Kommando hoben diese gleichzeitig die Turbine vom Tieflader, durch geschicktes Rangieren bugsierten sie die Last genau über das Fundament, wo sie millimetergenau abgesetzt wurde. Die gesamte Montage dauerte nur eine halbe Schicht! Für uns alle, die unmittelbar beteiligt waren, ein ungeheures Erlebnis!

Klaus Weiße, Freiberg



Geteilte Freude – doppelte Freude

Dies sind unsere Enkelkinder, auf die wir sehr stolz sind. Mit fünf Wochen hatten unsere Kinder beide aus der Klinik geholt, um sie zu adoptieren. Andreas und Robert gehen nun schon in die zweite Klasse. Wäre es nicht traurig, wenn diese Jungs nicht ein so schönes Zuhause hätten?

Gerlinde und Werner Steger, Pirna-Copitz

„Ihr Bilderbogen war für mich Anlaß, wieder einmal ins Album zu sehen. An den Aufnahmen unserer Kinder bleibe ich oft hängen. Wie glücklich sie heranwachsen, wie sie lachen können! Bitte die Fotos zurückschicken, sonst haben wir Lücken!“

Das haben wir versprochen, liebe Sylvia Stellmacher aus Berlin. Alle Leser, die sich von liebgewordenen Momentaufnahmen ihres Lebens getrennt haben, erhalten ihr Eigentum zurück. Allerdings bitten wir um Geduld, bis der letzte Bilderbogen veröffentlicht ist. Welche zehn Einsender Ende März je 50 Mark gewonnen haben, erfahren Sie im nächsten Heft.

Die Vettern des „Goldenen“

Optimistisch stimmen die Anstrengungen zur Erhaltung seltener Tiere Chinas („Des Biologen Wunderland“, FW 4/89); besonders freut mich, daß eine große Zuchtstation für den sympathischen Bambusbären, die Symbolgestalt weltweiten Tierschutzes, entsteht. Hoffentlich gibt es bald gute Nachrichten von dort. Eine Frage zum „Goldaffen“: Hat er noch ähnliche Verwandte?

Hannelore Abraham, Osterburg

Südlich vom Verbreitungsgebiet der Goldhaar-Stumpfnasenaffen lebt in der Provinz Guizhou die Weißmantel-Stumpfnase, während im Nordwesten Yunnans und im Südosten Tibets der Braune Stumpfnasenaffe beheimatet ist (möglicherweise nur Unterarten des Goldenen). Die Yunnan-Stumpfnase galt als ausgestorben, bis es vor einiger Zeit gelang, vier Exemplare in 3800 Meter Höhe im Kreis Weixi einzufangen. Auf Ergebnisse von Zucht und Haltung darf man gespannt sein.

Claus Pohle, Diplom-Biologe

Arme Millionäre

Ihre in Heft 4/89 aufgeworfene Frage „Wieviel sind 4 Billionen?“ (Zeugenvernehmung 8) könnten wir, die damals die Inflationsjahre mit durchleben mußten, so beantworten: Wir waren zwar alle Millionäre, konnten aber kaum das Notwendigste zum Lebensunterhalt erwerben. Manchmal entbehrte diese Zeit nicht einer gewissen Komik. Im Sommer 1922 hatte ich mit einigen anderen zusammen eines Nachts Flugblätter gegen die Inflationsregierung geklebt. Von der Polizei überrascht, erhielten wir ein Strafmandat über 100 000 Mark. Das aus früheren Jahren stammende Papier enthielt den Vermerk: Zahlbar binnen 14 Tagen. Also warteten wir. Am fälligen Zahlungstermin waren die von uns zur Begleichung der Strafe eingezahlten Hunderter inzwischen wertlos gewordene Papiergeldscheine. Anfangs abweisend, mußten die Beamten sie dann doch annehmen.

Otto Fleischer, Sangerhausen

Die gestellte Frage möchte ich mit beigefügtem originalen Posteinlieferungsschein über vier Billionen (Abbildung) beantworten. Meine Mutter zahlte sie am 15. 12. 1923 auf dem Elektrizitätswerk Wilhelmshaven ein. Diese Riesensumme war gerade soviel wert, daß wir einen Monat Strom oder Gas benutzen konnten, einen ganzen Monat, versteht sich.

Walter Lehmann, Leipzig

Tagundnachtgleiche?

In „Das steinerne Wunder“ (FW 4/89) berichteten Sie, daß im Sommer 1988 „Hippies“ auf die Osterinsel kamen, um nach Art der alten Kelten die Tagundnachtgleiche zu feiern. Sie meinten sicher die Sommersonnenwende am 21. Juni, denn die Tagundnachtgleiche fällt auf den 20. bzw. 21. März und den 23. September.

Oswald Bauer, Senftenberg

Vielen Dank für Ihre Richtigstellung.

In vino veritas

Als Sammler möchte ich zu Ihrer Briefmarken-Serie „Verkehrserziehung per Post“ (4/89) folgendes Kuriosum ergänzen: Eine dicke Weinflasche neben dem Text „Mehr Verantwortung, weniger Alkohol!“, dargestellt auf einer Stempelflagge (Werbestempeleinsatz) der Schweizer Post (1956) löste seinerzeit einen Protest des Weinhandels aus. Weinbauern und Großhändler des edlen Tropfens erhoben Einspruch. Ihr Argument: Es sei geschäftsschädigend! Schließlich wirke sich nicht nur der Wein auf die Promille aus. Dem Protest wurde stattgegeben. Peinlich war vor allem, daß auch Geschäftspost des Weinhandels mit diesem „anstößigen“ Stempel versehen worden war! Der sofortige Ersatzstempel: Ein Auto und der Text „Mehr Verantwortung, kein Alkohol am Steuer“.

Peter Meyer, Erfurt

Aber bitte in Farbe!

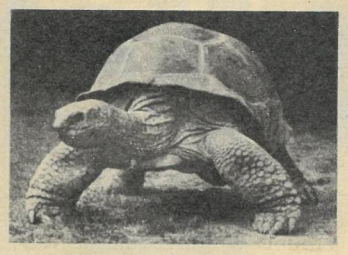
Als Mutter von drei Kindern möchte ich einmal ein Wort zu den Kinderseiten sagen. Wir haben bereits drei Bildgeschichten und zwei Märchenkalender begeistert gelesen und gesammelt. Ein Dankeschön von uns an Sie. Noch besser würde uns allerdings gefallen, wenn die Bildgeschichten in Farbe wären.

Ilona Stark, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben

Redaktion: Helga Bengtson; Fotos: privat (5), Archiv (2); Repro aus „Urania Tierreich“; Zeichnungen aus „Echo Planety“ 21/88

Kommt der Mensch in die Jahre, stellt er bekümmert mancherlei fest. Was gestern spielend bewältigt wurde, geht heute nicht mehr mühelos. Man ist schneller abgespannt … Höchste Zeit, mit Körperübungen zu beginnen. Beobachten Sie einmal Tiere nach einer Ruhepause. Das auf den ersten Blick träge erscheinende Räkeln und Dehnen ist eine spezielle Gymnastik, die neue Spannung und Munterkeit bewirkt. Im „Reich der Mitte“ weiß man das von alters her:

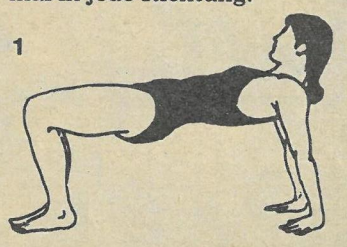
Trainings-Tips aus China

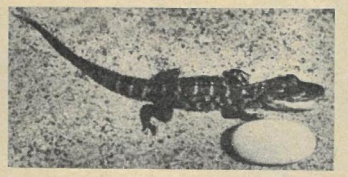


Kriechende Schildkröte

Wirkung: Die Übung kräftigt erschlaffte Bauch- und Gesäßmuskeln. Sie stimuliert außerdem die Darmbewegungen und wirkt deshalb Verstopfungen entgegen. Bei regelmäßiger Wiederholung unterstützt sie den Abbau von Fettpolstern im Bauchbereich.
Ausführung: Aus der Sitzhaltung die Beine anstellen und die Hände mit den Handflächen aufsetzen, die Finger zeigen zu den Fersen. Nun die Hüften so hoch wie möglich heben – Arme und Unterschenkel befinden sich parallel zueinander und stützen den Körper, wobei Oberschenkel, Bauch und Brust eine Horizontale bilden. Der Kopf ist erhoben (Abb. 1). Nun drei kleine Schritte nach links, nach rechts, dann vorwärts und schließlich rückwärts ausführen. Falls Arm- und Beinmuskeln unzureichend entwickelt sind, machen Sie zunächst nur kleine schwingende Bewegungen – dreimal in jede Richtung.

1





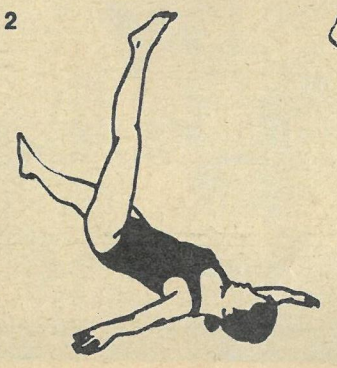
Krokodil

Wirkung: Die Übung trägt zur Beschleunigung des Blutkreislaufs bei und stabilisiert den Herzschlag. Außerdem entspannt sie die Muskulatur und erleichtert das Einschlafen.
Ausführung: Auf den Rükken legen, die Arme beiderseitig im rechten Winkel zum Körper ablegen. Nun das linke Bein senkrecht in die Höhe strecken (Abb. 2). Einige Sekunden so halten, dann langsam zurück in die Ausgangsstellung bringen. Diese Bewegung drei- bis fünfmal ausführen. Das gleiche mit dem rechten Bein üben. Danach, ohne die Arme vom Boden zu lösen, das linke Bein wieder senkrecht in die Höhe strekken, es dann aber nach rechts ablegen (Abb. 3). Die Bewegung einige Male wiederholen, danach das gleiche mit dem rechten Bein ausführen.

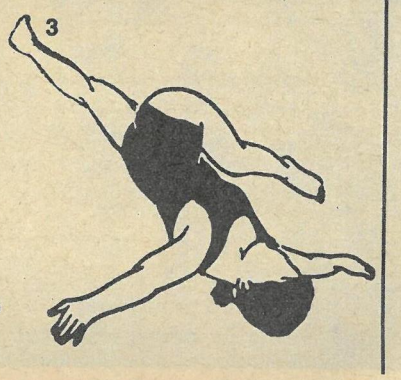
Damit beenden wir die Vorstellung chinesischer Körperübungen (in loser Folge ab FREIE WELT 25/88). Alle Übungen stehen in Beziehung zueinander, jedoch wirkt auch jede einzeln in bestimmter Weise. Sie haben die Möglichkeit zu wählen, was Ihnen wohltut. Manche Übungen erscheinen leicht, und Sie sind vielleicht entschlossen, die Belastung zu erhöhen, um den Effekt zu verstärken. Vorsicht – ein solcher Ehrgeiz kann sich negativ auswirken. Denn genau wie Medikamente muß man diese Körperübungen exakt dosieren – alles wohl ausgewogen! Bleiben Sie gesund!

Ihr Leserforum

2



3



Preisfrage

Heft 7/89

Wem wurde im März 1954 in Wien vom Weltfriedensrat der Internationale Friedenspreis verliehen?

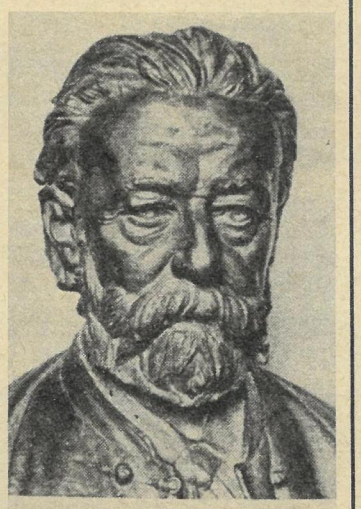
Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 10/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 26. April 1989. Auflösung von Heft 4/89: 61 Millionen. Wir gratulieren Ruth Knochenhauer, Oberlungwitz.

Bühnenbilder

So war es richtig in Folge 2 (Das schlaue Füchslein): „Die verkaufte Braut“ von Bedřich Smetana.
Es gewannen: 100 Mark – Mandy Meyer, Wilkau-Haßlau; 75 Mark – Jürgen Schieß, Gotha; je 50 Mark – Hellmut Richter, Wehrsdorf; Hans Klemm, Johanngeorgenstadt; Heidi Brünner, Kühlungsborn.

Da haben Sie sich wirklich eine Serie herausgesucht, die nahezu unerschöpflich ist. Eine lohnenswerte Aufgabe, herzlichen Dank.

W. Köhler, Coswig



Bedřich Smetana, Plastik von Josef Vaclav Myslbeck

Holzland-Report vor der Wahl

Ein Hirte und keine Schafe

Ein Beitrag von
Karin Kopp (Text) und
Ulrich Burchert (Bild)

Staksbeinig stehen sie an der Autobahn – drei riesige Kerle mit 2,25 Millionen Volt am Leibe: das Freiluft-Prüffeld des VEB Keramische Werke Hermsdorf. Mit seinem 4-Megabit-Hybridspeicher hat der Betrieb auf der diesjährigen Leipziger Frühjahrsmesse Furore gemacht. Sicher werden wir diesem Spitzenerzeugnis der Mikro-

elektronik nicht tagtäglich begegnen. Doch ohne die Hermsdorfer und vor allem ihre Ferrit-Erzeugnisse geschähe in unserem Leben folgendes: Der Kühlschrank hielte nicht dicht, das Radio bliebe stumm, und der Fernseher wäre nicht im Bilde. Die Kopfhörer, vom KWH produziert, taugten nur als Ohrenschützer, die Waschmaschine streikte ... Alles sehr schlimm, schlimmer aber noch, wenn wir selbst eines Tages auf „Ersatzteile“ angewiesen sind, die sich durch hohe Zuverlässigkeit, Verschleißfestigkeit und Korrosionsbeständigkeit, Festigkeit und Gewebeverträglichkeit auszeichnen müssen: auf Hüftgelenkprothesen, Kieferimplantate, Mittelohrknöchelchen, Herzschrittmacher, Hörhilfen – alles hochwertige Erzeugnisse der Mikroelektronik und Biokeramik. Für ihren Weg ins Leben sorgen rund 8000 Keramiker. Und an der Wiege der Ferrit-Produkte steht ein Hirte. Bernd Hirte – Technologe und Volksvertreter.

Ein Hirte und keine Schafe

„Meine Residenz!“

... sagt der Mann im blauen Arbeitskittel und schiebt uns in ein kleines Zimmer. Die einstmals grünen Wände – schwarz vor Eisenstaub. Zwei Schreibtische, die in ihrem langen Leben wohl nicht nur blütenweiße Konstruktionsunterlagen gesehen haben. „Nein, auf denen bauen wir auch Maschinenteile für Verfahrenserprobungen auf.“ Unser Blick bleibt am Fenster hängen: eine Monstera, Usambaraveilchen, eine hochrankende blühende Gurkenpflanze. „Mein Versuchsfeld!“ spricht ihr Besitzer lachend und streift dasselbe mit liebevollem Blick. „Entschuldigt schon, aber ich bleibe hier am ewigen Staubwischen. Habt ihr ihn draußen gesehen, den Giftzwerg? Nein, nicht den hohen Schornstein, den kleinen, mickrigen, der nicht mal übers Dach guckt. Er pustet seinen Dreck, nein, giftig ist der nicht, in den neuen Wohnbezirk – 100 Meter Luftlinie! Und die Leute schimpfen: ‚Bist doch Abgeordneter, kümm're dich!‘ Aber am 30. Juni hat sich's ausgepustet, dafür stehe ich!“

Im Betrieb Ferrite trifft sich der Verfahrenstechnologe Bernd Hirte mit verantwortlichen Technikern und Ingenieuren, um die Installierung des neuen, umweltfreundlichen Wirbelgranulators zu besprechen. „Wir brauchen Baufreiheit!“ „Die Transportwege müssen frei bleiben!“ „Der Arbeitsschutz...“ „Den alten WG 500 abklemmen, den neuen anschließen – das muß im fliegenden Wechsel passieren! Wir sind hier am Nadelöhr der Produktion, die angewiesen ist auf Eisenoxid. Schon eine kurzfristige Stillegung bedeutete einen Ausfall an Warenproduktion, der in die Hunderttausende ginge...“

Man geht in den Clinch. Und wir gehen zu Reiner Reinhold, Brigadier. „Hirte? Ob der sein Wort hält? Das könnt ihr glauben. Der weiß, was läuft. Werden hier Fehler gemacht, ist das Endprodukt Ausschuß. Und ehe er das zuläßt... Wir beide haben hier schon Tag und Nacht getüftelt, sonnabends und sonntags. Die Arbeit ist hart, rollende Schicht. Und dann der Dreck! Jeder wartet auf die neue Anlage. Das weiß Bernd, und deshalb wird er sich dahinterklemmen. Genauso wie im Wohnbezirk, als Abgeordneter – wir sind nämlich Nachbarn...“ Bernd Hirte rollt seine Zeichnungen zusammen: „Ende der Debatte: Dienstag geht's los!“

Fragen zwischen A und Z

Bürgerfreundlich, das heißt aufgeschlossen, gerecht und konsequent zum Wohle der 11 050 Hermsdorfer will Bürgermeister Wolfgang Ille gemeinsam mit seinen Abgeordneten die Geschicke der Stadt lenken. Als sie die letzte Wahlperiode bilanzierten, hörte sich das so an: 4297 Wohnungen hat dieses Industriezentrum im Kreis Stadtroda. 67 Prozent sind mit moderner Heizung, 97,5 Prozent mit Bad/Dusche und WC ausgestattet. Bis 1990 sollen es alle sein. Dafür sorgt in erster Linie die Interessengemeinschaft „Territoriale Rationalisierung“, die Rekonstruktion, Modernisierung und Instandsetzung von 30 Wohnungen übernommen hat. An der Spitze steht dabei der Stammbetrieb des Kombinates KWH. Doch nicht nur in der Stadt wird das Kombinat wirksam, auch an anderen Brennpunkten des Kreises. Daran hat Generaldirektor Manfred Schneider, Leiter der Interessengemeinschaft, sicher auch ein ganz eigenes Interesse: Seine rund achttausend „Keramiker“ sind nämlich in über 100 Orten zu Hause...

Zwei Drittel aller Bürger der Stadt leben in Wohnungen, die nach 1945 gebaut wurden. Dennoch ist das Thema Wohnung das am meisten in der Bevölkerung diskutierte. Das fängt mit A wie Antrag an und hört mit Z wie Zuweisung auf. Dazwischen aber liegt das Problem. Was heißt eins? Dazwischen liegen so viele Probleme, wie es Wohnungssuchende gibt: 677! Noch haben 216 Familien keine eigenen vier Wände, liegen 392 Anträge allein von Einzelpersonen auf dem Tisch. Natürlich registriert jeder die 208 modernisierten und 17 rekonstruierten, die 376 Komfort-Wohnungen, die zwischen 1984 und 1989 in der Hermsdorfer Waldsiedlung emporwuchsen. Auch die 25 Eigenheime, die im Rahmen der Interessengemeinschaft entstanden. Den Antragsteller interessiert aber in erster Linie eine einzige Wohnung: Die, die noch nicht gebaut wurde und die er braucht! Gesetzt den Fall, der Bürgermeister könnte sie sich aus dem Ärmel schütteln – wem würde er sie geben? Dem 19jährigen, der „endlich eine sturmfreie Bude“ haben will? Oder dem jungen Paar mit Dreiraumwohnung, das die zankteuflische Mutter „nicht länger ertragen kann“? Dem Genossen, der sich jahrelang fürs Gemeinwohl die Hacken abrennt und immer nur ans eigene Bewußtsein appellierte, wenn's um sein persönliches Wohl ging? Oder etwa jenem, der stets und ständig nur fordert und nie bereit ist, für andere auch nur einen Finger krumm zu machen? Und genau der würde die Wohnung bekommen, wenn sein Problem ein soziales wäre, eines von der Art, die bis 1990 zu lösen sind – wie es die Partei beschloß. Wenn dieses Jahrzehnt zu Ende geht, werden weitere 320 Wohnungen und ein Pflegeheim mit 222 Plätzen schlüsselfertig, viele ältere Wohnungen rekonstruiert oder modernisiert sein, besagt das Programm der Stadtväter. Zur Zeit wird das Projekt für weitere 40 Eigenheime erarbeitet. Der Bedarf an Krippen und Kindergärten ist bereits heute voll gedeckt. Auch die medizinische Versorgung macht kaum Kopfschmerzen – die Poliklinik des KWH mit ihren vielen Fachärzten ist für alle Bürger da, ebenso die Sauna...

Alle mögen's heiß

In der Waldsiedlung, am „Platz des 7. Oktober“, lebt Bernd Hirte mit seiner Frau Inge und den beiden Söhnen Mike und Yves. Ruhig ist es hier – absolutes Parkverbot im Wohnbereich. Viel Wiese, kleine Birken- und Kieferninseln, Dienstleistungsbetriebe, die Gaststätte „Holzlandperle“, eine Kaufhalle. „Unser Problem – eine Kaufhalle für über siebentausend Menschen! Jeder Freitagabend gestaltet sich zu einem Kollektiverlebnis ‚in Größenordnung‘, wie man hierzulande so trefflich sagt. ‚Baut endlich eine zweite Kaufhalle!‘ fordern die, die eine Neubauwohnung haben. ‚Erst mal Wohnungen!‘ jene, die jahrelang auf eine warten. Entscheidung: Die Kaufhalle muß sich bis 1991/92 gedulden. Zwischenlösung: In den Wohnblöcken, die bis Ende 1990 gebaut werden, sollen unten kleine Geschäfte eingerichtet werden.“ Auch für die Altstadt ist vieles im Plan, was der besseren Versorgung der Bevölkerung dient. Noch aber fehlen Gewerberäume. Bernd Hirte: „Als wir hier einzogen, was gab's da anfangs für Querelen mit den Heizkörpern! Oft klingelte es nachts an meiner Tür: ‚HGL-Vorsitzender, wir stehen unter Wasser!‘ Weil ich aber nachts gern schlafe, habe ich angeregt, einen Reparaturnotdienst für Wasser und Strom einzurichten. Hat sich bewährt.“ Und aktuelle Probleme? Davon hören wir im Hausklub des Wohnblocks Nummer 4. Hier treffen sich die Hausvertrauensleute mit den sechs künftigen Kreistagsabgeordneten beziehungsweise Stadtverordneten, die Wähler mit jenen, denen sie vertrauen.

Frank Arens: „Wann wird endlich die Warmwasserversorgung stabil? Mir hat neulich einer gesagt, mit den sechs

---

DIE HAUSGEMEINSCHAFT: „Wir werden noch nicht genügend informiert. Nur wenn ich das Problem kenne, mache ich mir auch Gedanken darüber, ob ich selber was tun kann, es aus der Welt zu schaffen...“

MÜLLDEPONIE ERDMANNSDORF: „Umweltschutz ist teuer. Teurer ist uns die Natur.“

Mark, die wir monatlich für Warmwasser zahlen, sind die Kosten nicht annähernd gedeckt. Da kann das Wasser auch mal kalt sein!“

Bernd Hirte: „Die Anlage wird rekonstruiert. Im Herbst läuft die Sache. Warm, wie sich's gehört. Kostet übrigens drei Millionen…“

Dieter Rühling: „Weil wir gerade vom Geld reden: 10 000 Mark haben wir zur Pflege unseres Wohngebietes am ‚Platz des 7. Oktober‘ bekommen. Aber es wird noch nicht genug getan! Da wird diskutiert über Arbeits- und Lebensbedingungen. Ob wir uns hier wohl fühlen oder nicht, das liegt doch auch in unserer Hand, oder?“

Bernd Hirte: „Treffen wir uns am 11. März zum ‚Mach mit!‘-Einsatz? Der Sportplatz ist in Ordnung zu bringen, Fußballtore sind aufzustellen. Außerdem muß der Müllcontainerplatz aufgeräumt werden. Das KWH stellt Schuttwannen und fährt den Grobmüll ab.“

Wolfgang Manz, verantwortlich für Ordnung und Sicherheit, geht's um undisziplinierte Autofahrer, um verkehrsgefährdete Kinder…

Hirte junior ist ins Grübeln geraten. „Mach's dir zum Prinzip: Immer die Ohren offenhalten – im Betrieb, auf der Straße, in der Kaufhalle, bei der Disko!“ hatte der Vater gesagt. „Nicht jeder schreibt große Eingaben, aber es gibt hingeworfene Sätze, die du wie eine Eingabe behandeln mußt. Es sind ja meist nicht die großen Dinge des Lebens, mit denen die Leute zu uns Abgeordneten kommen. Oft sind's Alltagsärgernisse, mitunter schneller aus der Welt zu schaffen als langatmig erörtert. Die Bürger sind kritischer geworden, wollen, daß es schneller vorangeht. Aber sie sind auch bereit, etwas dafür zu tun. Nur, ansprechen mußt du sie…“

Mike ist gerade 18, Lehrling im KWH und von seiner FDJ-Gruppe als Stadtverordneter vorgeschlagen. Ein Junge „mit Bock auf Verantwortung“. Und so gibt er sich selbst den ersten Wählerauftrag: Wir Jungen bauen den Kleinen einen Spielplatz!

Ein heißer Tag geht zu Ende, und Bernd Hirte steckt sich – „ein verfluchtes Laster!“ – erst mal 'ne Zigarette an. „Ich werd' gern gebraucht…“ Hat der 46jährige die Rastlosigkeit vom Vater? Als die Familie nach dem Kriege aus dem Schlesischen ins Magdeburgische kam, „graste“ der Familienvorstand als gelernter Landwirt nach und nach seine Umgebung ab: war Bürgermeister in Rodensleben, leitete ein volkseigenes Gut in Grabow, päppelte ein anderes in Räckendorf hoch, war – last not least – nebenbei Parteisekretär. Kurz, Bernds Vater war immer dort zu finden, wo es „brannte“. Der Sohn lernte Keram-Dreher, studierte an der Hermsdorfer Ingenieurschule. Heiratete 1969 eine, die aus gleichem Holz geschnitzt war wie er: tatkräftig, immer auf Abruf, wenn sie gebraucht wird. „Du wärst richtig als Vorsitzender der Jugendkommission“, sagte man dem jungen Genossen. „Kümmere dich in der Gewerkschaft

Ein Hirte und keine Schafe

um unsere Jugendlichen.“ Er tat's nach besten Kräften, und man heftete ihm die Hermann-Duncker-Medaille ans Jackett. Als dann das Blauhemd etwas eng in der Taille wurde, stürzte er sich voll in die Gewerkschaftsarbeit. Nun ist er zum dritten Mal Mandatsträger des FDGB. Dreimal hat man Bernd Hirte zum Aktivisten gemacht – sicher nicht für abgelaufene Schuhsohlen… „Streß muß sein! Nur nicht im Urlaub!“ Da paddelt er mit der Familie auf mecklenburgischen Seen und haust – „was kann erholsamer sein?“ – im Zelt. Oder schwingt sich aufs Fahrrad: „Ich brauche meine Renn-Kilometer.“

Und wenn's mal ganz, ganz dicke kommt – Ingenieur, Genosse, Familienoberhaupt, Abgeordneter, HGL-Vorsitzender?

„Dann geh' ich Pilze suchen.“

Passiert das öfter?

„Im Keller stehen sechzig Gläser!“

Blauschwarze Haare und Mandelaugen

Aus ihrer fernen südostasiatischen Heimat brachten sie Exotik ins Holzland. 175 Vietnamesen, vor sechs Wochen angereist, lernen und arbeiten im Stammbetrieb. Wie ihre Vorgänger sind sie im FDGB, nehmen am Wettbewerb und Titelkampf teil. Vier Jahre werden sie bei uns leben, unsere Sprache lernen, unsere Sorgen und Freuden teilen. Deshalb, Bernd Hirte: „…finde ich es nur recht und billig, daß sie nun auch wählen und kandidieren können. Wenn die ausländischen Kollegen für unser gemeinsames Wohl arbeiten und die Gesetze unseres Staates achten müssen, sollen sie auch unsere Rechte in Anspruch nehmen. Eines allerdings bereitete schon bei ihren Vorgängern Kopfzerbrechen: Sie sind am liebsten unter sich. Fast jedes Wochenende wird für raumgreifende touristische Unternehmen genutzt. Da besuchen sie ihre Landsleute in anderen Städten und Bezirken, fahren zu Sängerwettstreiten und ‚Familientreffen'. Natürlich laden sie ihre Brigade zum Tet-Fest ein, unsere Einladungen aber lehnen sie meist höflich ab.“ Doch ein guter Hirte übersieht so leicht keinen: „Erst mal sorge ich dafür, daß in der BGL des Betriebes Ferrite ein Vietnamese die Probleme seiner Landsleute vertritt. Außerdem: Alle spielen gern Fußball. Wenn in meinem Wohnbezirk, in dem auch ihr Arbeiterwohnheim steht, der Fußballplatz gebaut wird, werden sie kräftig mitmachen und um ein Freundschaftsspiel DDR–Vietnam nicht herumkommen…“

BETRIEB FERRITE: Für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen – das Ende einer „Dreckschleuder“ wird vorbereitet.

WOHNBEZIRK „CLARA ZETKIN“: 2700 Menschen fühlen sich hier zu Hause. Das Umfeld des Dienstleistungsbereichs ruft allerdings sehr nach Frühjahrsputz.

Heute fängt die Zukunft an

In den Wäldern Thüringens ist gut umherstreifen. Man genießt die würzige Luft, sucht Beeren und Pilze. Und plötzlich schlägt das Umweltbewußtsein Alarm: Müllkippen! Wild hineingesetzt in die Natur! Solche unerfreulichen Begegnungen sind seltener geworden im Holzland. Denn seit 1986 gibt es die Mülldeponie Erdmannsdorf mit einem Fassungsvermögen von jährlich 100 000 m³. Ein Gemeinschaftsobjekt aller Betriebe des Territoriums, nutzbar aber auch für jeden Bürger, soweit er eine Bescheinigung des Bürgermeisters vorweisen kann, daß sein Grobmüll unbedenklich für die Natur ist. Kein Schmutz, keine üblen Gerüche, stark und gesund stehen die alten Fichten entlang der betonierten Zufahrtsstraße. Nun könnten ja alle sehr zufrieden sein. Aber eines Tages hagelte es Anfragen, an den Rat des Kreises, den Bürgermeister, an die Abgeordneten: Was ist das für ein schwarzes Zeug, das die Keramischen Werke dort tonnenweise abkippen? Etwa Gift? „Natürlich nicht“, konnte Bernd Hirte die Bürger beruhigen. „Es ist Ferrit-Abrieb, schmutzig, staubig, aber nicht giftig! Doch: ‚tonnenweise', hatten die Leute gesagt. Das juckte mich doppelt: Einmal, weil meine Kommission ‚Territoriale Rationalisierung' auch verantwortlich ist für die Beseitigung der Industrie- und Haushaltsabfälle, zum anderen, weil ich mich als Verfahrenstechnologe des Betriebes Ferrite direkt angesprochen fühlen mußte. Es war sozusagen mein eigener Dreck, der dort abgekippt wurde. Tonnenweise! So was ist ökonomisch nicht zu vertreten. Ich setzte mich also ins Auto… Ehrlich, als ich die schwarzen Berge sah, war mir gar nicht gut.“ Da bildeten sie ein Neuererkollektiv aus allen Fertigungsbereichen. Anderthalb Jahre haben Arbeiter, Brigadiere und Ingenieure gerechnet, gestrichen, verworfen und schließlich eine Technologie entwickelt, die es ermöglicht, den größten Teil der bis dahin verkippten Abprodukte wieder dem Produktionsprozeß zuzuführen. „Als wir den volkswirtschaftlichen Nutzen errechneten, schlugen 532 000 Mark zu Buche. Plus geringere Umweltbelastung!“

Zugegeben, eine Müll-Deponie ist keine Naturschönheit, vor der man in andächtigem Schweigen verharrt. Aber erfreulich anzusehen ist sie dennoch. Umgeben von einem stabilen Holzzaun, aufgeräumt. Ist sie an einer Ecke voll, wird Mutterboden aus dem Neubaugebiet aufgeschüttet, planiert, junge Bäume werden gepflanzt. In ein paar Jahren kann man hier wieder Pilze suchen. Es gab nie einen Brand, keine Havarie, keine einzige Ratte. Dennoch machen die vier Männer um Jochen Hädrich, Kfz-Meister und Verwalter der Kippe, keinen so glücklichen Eindruck. Weil: „Wir müßten die Drainsicker erneuern und an den Hängen Entwässerungsgräben anlegen, die das Regen- und Schmelzwasser auffangen, damit es nicht auf die Deponie gelangt, sie verschlammt und das Grundwasser belastet. Dazu aber sind beträchtliche Erdmassen zu bewegen. Doch – es fehlt an der nötigen Technik. Die Stadtwirtschaft Jena, die hier als Betreiber den Hut auf hat, kennt unsere Probleme, aber… Die Deponie ist für 60 Jahre konzipiert. In die Zukunft planen – einwandfrei. Aber die beginnt doch nicht erst irgendwann im nächsten Jahrtausend. An sie müssen wir doch heute schon denken, meinen wir so…“

Erich Honecker auf der 7. Tagung des ZK der SED: „Jeder, der in unserer Gesellschaft politische Verantwortung trägt, ist verpflichtet, aufmerksam auf das zu hören, was die Bürger bewegt und was sie zu bedenken geben.“

Politische Verantwortung – viele Tausende tragen sie in unserem Land. Bernd Hirte auf seine Art.

Das Dasein der Tschuktschen, ihr Wohl und Wehe, hing einst von den Walrossen des Polarmeeres ab. Noch heute begehen die Einwohner der Wrangel-Insel die Ankunft der gewichtigen Robben wie ein Volksfest.

Jäger als Heger

Bild und Text:
Lew I. Wejsman

Jäger als Heger

Arbeit für lange Nächte: Ein Anwohner Tschukotkas – im wasserfesten Anorak aus Walroßdarm – präsentiert das getrocknete Rohmaterial.

Seit 1956 ist in den arktischen Regionen der UdSSR die gewerbliche Jagd auf Walrosse eingestellt. Ausnahmen bilden nur streng lizensierte Abschüsse für den Bedarf der eingeborenen Küstenbewohner (allein die Geldstrafe für das ungesetzliche Erlegen eines Walrosses beträgt 900 Rubel). Mit dem Schutz der Riesenrobben auf ihren Territorien folgten die USA, Kanada und Norwegen später dem Beispiel der Sowjetunion. Inzwischen ergaben Luftaufnahmen, daß sich die Bestände der Sowjetarktis in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren mit über 180 000 Köpfen mehr als verdreifacht haben. Nach langer Zeit kehrten Walroßherden wieder an die Strände Kamtschatkas sowie der sibirischen Franz-Joseph-Inseln zurück. Eine ähnliche Entwicklung wurde von amerikanischer Seite im östlichen Teil der Tschuktschensee und vor den Küsten Alaskas festgestellt. Dennoch – das endgültige Überleben des Walrosses kann nicht als gesichert gelten. Die größte Gefahr geht von der fortschreitenden Erschließung der nördlichen Polargebiete aus. So hängt alles von der ökologischen Vernunft des Menschen ab.

Es ist eine helle Julinacht, als die „Vorhut" der Ankömmlinge den Ufersaum erreicht. Nur die Ränder der nächsten Eisschollen sind im Nebel zu erkennen. Der gesamte, im weißen Dunst verschwimmende Raum vibriert von tiefem, durchdringendem Geheul, von einem eigenartigen Muhen und Grunzen. Walrosse sind die stimmgewaltigsten unter den tierlichen Bewohnern der Arktis. Fast die Hälfte aller Menschen, die auf der Insel leben, hat sich am Ufer versammelt, um den Meeresriesen zu lauschen... Gegen Ende des Polarsommers, wenn sich das Eis von den Küsten zurückzieht, tauchen die Walrosse im Flachwasser auf; sie benötigen eine mehrwöchige Ruhepause, in der die langwierige, schmerzhafte Prozedur des alljährlichen Haarwechsels vor sich geht. Erwachsene Männchen stellen die Mehrzahl der auf festem Land lagernden Tiere, Weibchen und Jungtiere rasten auf treibenden Schollen.

Seit den ältesten Zeiten ist die Ankunft der Walrosse das wichtigste Ereignis im Leben der Menschen des Nordens. Sowohl Eskimos als auch Tschuktschen führen den Namen „Walroßvolk"; das Walroß gab ihnen Nahrung, mit der Haut deckten sie ihre Jarangas, bespannten die Boote. Mit Walroßtran heizten und beleuchteten sie ihre Wohnstätten. Aus Walroßdärmen nähte man wasserfeste Kleidung, aus den Stoßzähnen entstanden verschiedenartige Gegenstände – von der Harpunenspitze bis zum Frauenschmuck.

Drei Viertel aller Walrosse der Erde gehören zur pazifischen Unterart, die in der Tschuktschensee und im Beringmeer zu Hause ist. Das Pazifische Walroß erreicht 4,5 m Länge und bis zu anderthalb Tonnen Gewicht. Seine Gestalt – mit der dicken, runzligen Haut, dem vorn abgeplatteten Kopf und der Bürste starrer Schnurrbarthaare, den großen, fächerförmigen Flossen und winzigen, wie bei einem Krebs vorstehenden Augen – rief bei den ersten Arktisfahrern Staunen und Schrecken hervor. Das Bemerkenswerteste am Walroß sind seine Stoßzähne, nach unten ragende riesige Hauer, die aus dem Oberkiefer wachsen. Über diese bis zu 80 cm langen Zähne verfügen Weibchen ebenso wie Männchen. Ihre Bedeutung blieb lange rätselhaft. Eine Vermutung hat sich sogar in der wissenschaftlichen Bezeichnung der Walrosse erhalten: „Odobaenidae" – „Die auf Zähnen laufen".

Walrosse setzen ihre Hauer ein, wenn sie Eisschollen erklimmen, mit einem Gegner kämpfen, Atemlöcher ins Eis bohren. Hauptzweck ist jedoch die Nahrungsgewinnung. Nach den Berichten der wenigen, denen solcher Anblick vergönnt war, taucht das Walroß auf den seichten Meeresgrund und durchpflügt mit seinen Hauern in einer Rückwärtsbewegung den schlammigen Grund, um Mollusken hervorzuwühlen. Schlamm und Weichtiere harkt es mit den wie Hände gebrauchten Flossen zusammen. Eine derartige Portion eifrig reibend, strebt es dann der Wasseroberfläche zu. Die Schalen der Weichtiere sinken mit dem Schlamm auf den Grund, das Fleisch der Mollusken bleibt in der Schwebe. So taucht das Walroß erneut und fängt seine Beute mit dem Maul auf, wobei es den Kopf behende nach allen Seiten dreht und wendet.

Wie andere Meeressäuger auch sind Walrosse neugierig. Draußen vor der Küste tauchen immer wieder Köpfe der schnurrbärtigen Riesenrobben zu beiden Seiten unseres Fahrzeuges auf. Einige strecken sich rücklings an der Oberfläche aus, treiben ruhig neben dem Boot. Das Gros der Gruppe, etwa fünfzig bis achtzig Tiere, ist auf einer mächtigen Scholle in tiefen Schlaf gefallen. Die Walrosse liegen, wie es gerade kommt, in herrlichem Durcheinander, manche sogar aufeinander. Wäre nicht das urtümliche Schnarchen und Schnaufen, man könnte die Ansammlung für einen Haufen bemooster Findlinge halten, durch das Eis vom Festland fortgetragen.

Die Szene wird nur von Walroßkindern belebt, die es sich auf dem Rücken der Mütter bequem gemacht haben. Eins steigt tapsig auf das Eis herunter, stupst seine Mutter an. Mit gemessener Bewegung legt Frau Walroß die Vorderflosse zur Seite, das Junge beginnt zu saugen. Beim Anblick solcher Vertrauensseligkeit kann ich mich kaum entschließen, den Drücker der Kamera auszulösen. Wer möchte da stören... „Das müßten die Schießwütigen erleben, für die Walrosse nichts als Tranfässer sind!" flüstert der Biologe, unser zweiter Mann im Boot.

Über Walroßmütter schreibt der Polarforscher Fridtjof Nansen: „Unsere Fleischvorräte waren zur Neige gegangen, und wir mußten sie wieder auffüllen... Zuerst schoß ich das kleinste Junge, dann ein etwas größeres. Die erwachsenen Tiere erhoben sich nach dem ersten Schuß und äugten besorgt, nach dem zweiten stürzte die ganze Herde dem Wasser zu. Die Muttertiere wollten jedoch bei ihren Jungen bleiben. Das eine beschnupperte ihr Junges und stieß es mit der Schnauze zum Wasser... Als die Mutter sah, daß Blut aus dem Kopf des Jungen strömte, stöhnte und weinte sie ganz wie ein Mensch. Schließlich, die ganze Herde war schon getaucht, begann die Mutter ihr Junges vor sich her ins Wasser zu rollen. In der Sorge, meine Beute zu verlieren, stürzte ich hinzu, um das erlegte Tier zu packen. Doch die Mutter kam mir zuvor: Sie umfing ihr Kind mit ei-

ner Vorderflosse und verschwand mit ihm unter Wasser…“
Ähnlichen Beistand leisten die erwachsenen Tiere einer Herde verwundeten Artgenossen. Sie schleppen Verletzte zum Wasser, halten sie mit den Hauern oder ihrem Körper an der Oberfläche. Andererseits erblicken die Eskimos in einem verwundeten Walroß das gefährlichste Tier der Arktis. Sie fürchten es auf See mehr als einzelne Eisbären. Gereizte Walrosse greifen in geschlossener Gruppe an. Sie schnellen aus dem Wasser, bohren ihre Hauer in die Wand der Boote, kentern sie, und mancher Jäger fiel schon ihrer entfesselten Wut zum Opfer.
Walrosse haben unter den Tieren der Arktis praktisch keine Feinde oder Konkurrenten; wo sie nicht gejagt werden, leben sie bis ins hohe Alter von mindestens vierzig Jahren. Solange Walrosse nur von der eingeborenen Bevölkerung für den Eigenbedarf erlegt wurden, war die Art in ihrer Existenz nicht bedroht. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts jedoch begann die kommerzielle Jagd auf das Pazifische Walroß, was zum Hinschlachten von Millionen Tieren führte. Besonders schnell verringerten sich die Bestände, als von den Fangflotten die Grönlandwale bereits vernichtet waren und Walrosse zusammen mit anderen Robben Hauptobjekt der Massenschlächterei wurden … Der seit Urzeiten überlieferte Drang der sanften Riesen, sich in leicht zugänglicher Gegend zu Tausenden zu versammeln, wurde ihnen nun zum Verhängnis … Und so verwaisten fast alle Liegeplätze auf Tschukotka und an der amerikanischen Küste. Es gab praktisch nichts mehr zu jagen, der Hunger raffte die Bevölkerung zu beiden Seiten der Beringstraße dahin.
Im Lichte moderner ökologischer Erkenntnisse ist die Einstellung von Eskimos und Tschuktschen zu ihren Ernährern – den Walrossen – höchst bemerkenswert. Schon am Anfang unseres Jahrhunderts, als auf einem tschukotkischen Liegeplatz die Jagd mehrere Jahre lang ohne Erfolg geblieben war, wurde auf Anregung eines Stammesführers eine Walroßwache von vierundzwanzig Männern aufgestellt. Die Wächter sorgten dafür, daß die Tiere vor allem in den Tagen nach ihrer Ankunft nicht gestört, in der Nähe kein Lagerfeuer angezündet wurde (deren Rauch die Walrosse hätte vertreiben können). Die Jäger durften nicht ein einziges Tier über die Zahl hinaus erlegen, die man unbedingt zum Leben brauchte. Für die Jagd wurden nur Lanzen gestattet, Feuerwaffen waren strikt verboten. Jeden, der diese Anordnung übertrat, erwarteten harte Strafen.
Diese scheinbar einfachen Maßregeln bewährten sich. Der Rastplatz war jedes folgende Jahr reicher mit Tieren besetzt, und die Jarangas, die Wohnstätten des Stammes, blieben vom Hunger verschont.

Nach der Saison: Winterfest lagern tschuktschische Meeresjäger die „Gerippe“ ihrer Fangboote ein.

Im nächsten Heft:

Schauermänner
Die gehören zum Hafen, auch in Odessa an der Schwarzmeerküste. Sie be- und entladen die Schiffe. Gibt es an solcher Arbeit etwas umzugestalten?

Foto: V. Billeb

Leseraktion Bilderbogen
Liebe, Brot und Wirklichkeit aus vier Jahrzehnten – Fotos aus unserem Leben, gesichtet und betrachtet von dem Berliner Schriftsteller Eberhard Panitz.

Im Nowgoroder Kreml
Dort, wo sich Gegenwart und Geschichte täglich begegnen – ein touristischer Ausflug ins Zentrum einer der ältesten nordrussischen Städte lohnt zu jeder Jahreszeit.

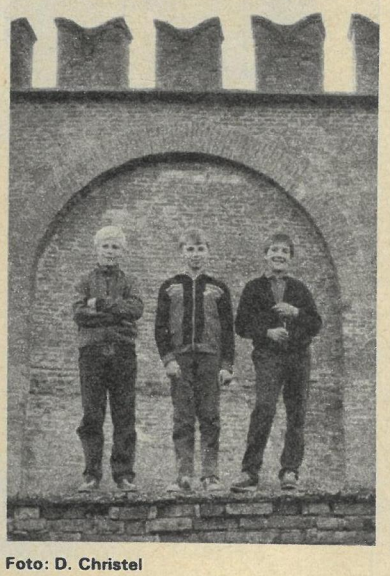


Foto: D. Christel

Treue Seele Tretjak
Ein Sportlerleben lang war der legendäre Eishockey-Torhüter Wladislaw Tretjak Mitglied des ZSKA Moskau. Dort wurde er dreimal Olympiasieger und zehnmal Weltmeister. FREIE WELT besuchte ihn.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

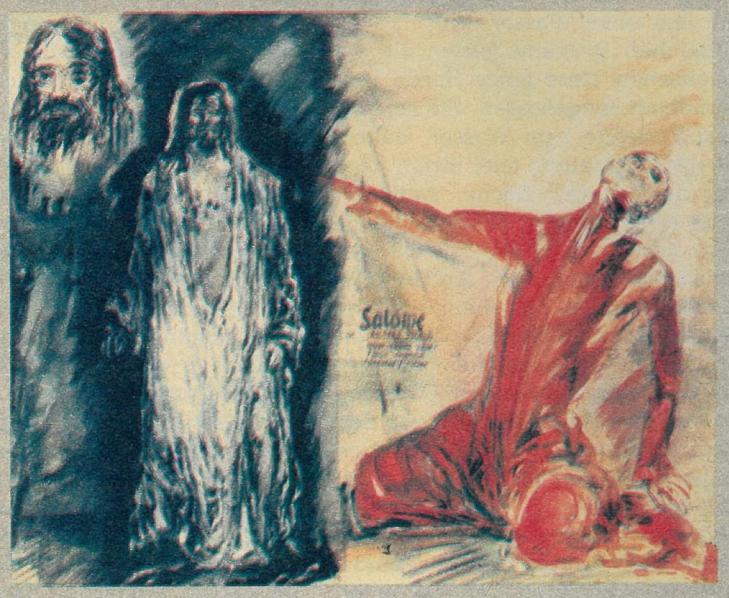
FREIE WELT

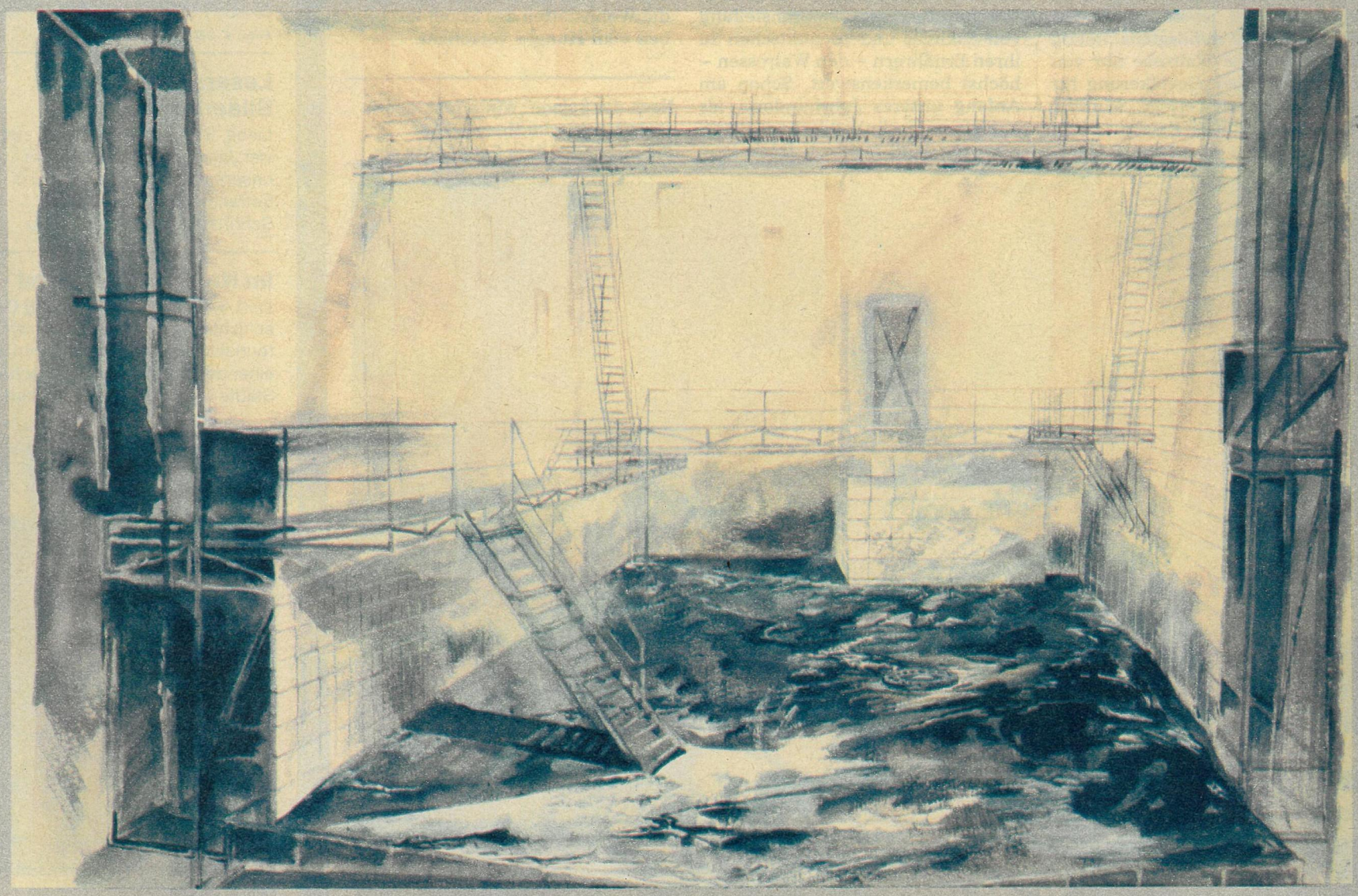
BÜHNENBILDER AUS DER DDR (5)

Wilfried Werz

Salome

(von Richard Strauss)





Preisfrage:

Die Deutsche Staatsoper Unter den Linden zählt zu den schönsten Theaterhäusern der Welt. Im zweiten Weltkrieg zerstört, erfolgte der Wiederaufbau (1955 feierliche Einweihung) in so weit wie möglicher Annäherung an den ursprünglichen Entwurf seines berühmten Baumeisters. Wie ist sein Name?

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3.–5. Preis je 50,– Mark

Lösung bitte auf Postkarte bis 26. April 1989 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056

Gewinner in Heft 10/89

Redaktion: U. Weil, Repro.: Berliner Verlag

„Dieses Stück schreit nach Musik", rief Richard Strauss, als er 1902 Oscar Wildes „Salome" in der Berliner Max Reinhardt-Inszenierung sah. Strauss komponierte seine „Salome", trat mit dem Werk erstmals als meisterlicher Musikdramatiker hervor, faszinierte mit einer „neuen, bisher unerschlossenen Welt des Klangs…", dennoch waren die Reaktionen kontrovers: Die Dresdner Uraufführung 1905 umjubelter Erfolg, die Berliner Premiere 1906 in der Lindenoper vom Komponisten dirigiert, wüst geschmäht. Das Vorhaben Harry Kupfers, „Salome" – die biblische Geschichte im Gewand der modernen Zeit – zu inszenieren, weckte Skepsis, provozierte heftige Auseinandersetzungen, so Wilfried Werz, Chefbühnenbildner der Deutschen Staatsoper, in Notizen zu seiner „Salome"-Ausstattung. Wider alle Klischees: Keine Terrasse im Mondschein, nicht schwüle, sinnliche Farbigkeit, fließende, schwellende Ornamentik, wie Strauss empfohlen hatte, die das Fest fliehende Salome betritt einen auch ihr unbekannten Ort des Palastes, den Geheimen Innenhof, wo mit MP bewaffnete Gardisten den Staatsgefangenen Jochanaan bewachen. Hier begegnen sich der Prophet und die, die ohne Liebe lebt. Hier scheitern beide aneinander, hier sterben beide. Die Bühne ein fensterloser, lichtloser Raum, Kerker, Ort des Todes, seine Materialien: Eisen, Kunststoff, Lacke, Plaste (siehe Foto). „In einem solchen Raum", schreibt Werz, „kann das Stück anders, direkter, neu erzählt werden. Salome, eher playgirl als Prinzessin, in rotem Spielanzug aus Chiffon, zieht – bei der Unfarbigkeit des Bühnenbilds – hypnotisch die Blicke Jochanaans, der sie nicht ansehen will!, und des Zuschauers auf sich (Figurinen). Auch die kleinste Geste, jeder Blick, jede Wandlung im Verhalten der beiden ist – neu, wird wichtig, einmalig in dieser Inszenierung, deren Rang und Meisterschaft gerade diese Dichte der Beziehungen betont." Theo Adam als Jochanaan, die Engländerin Josephine Barstow in der Titelrolle.